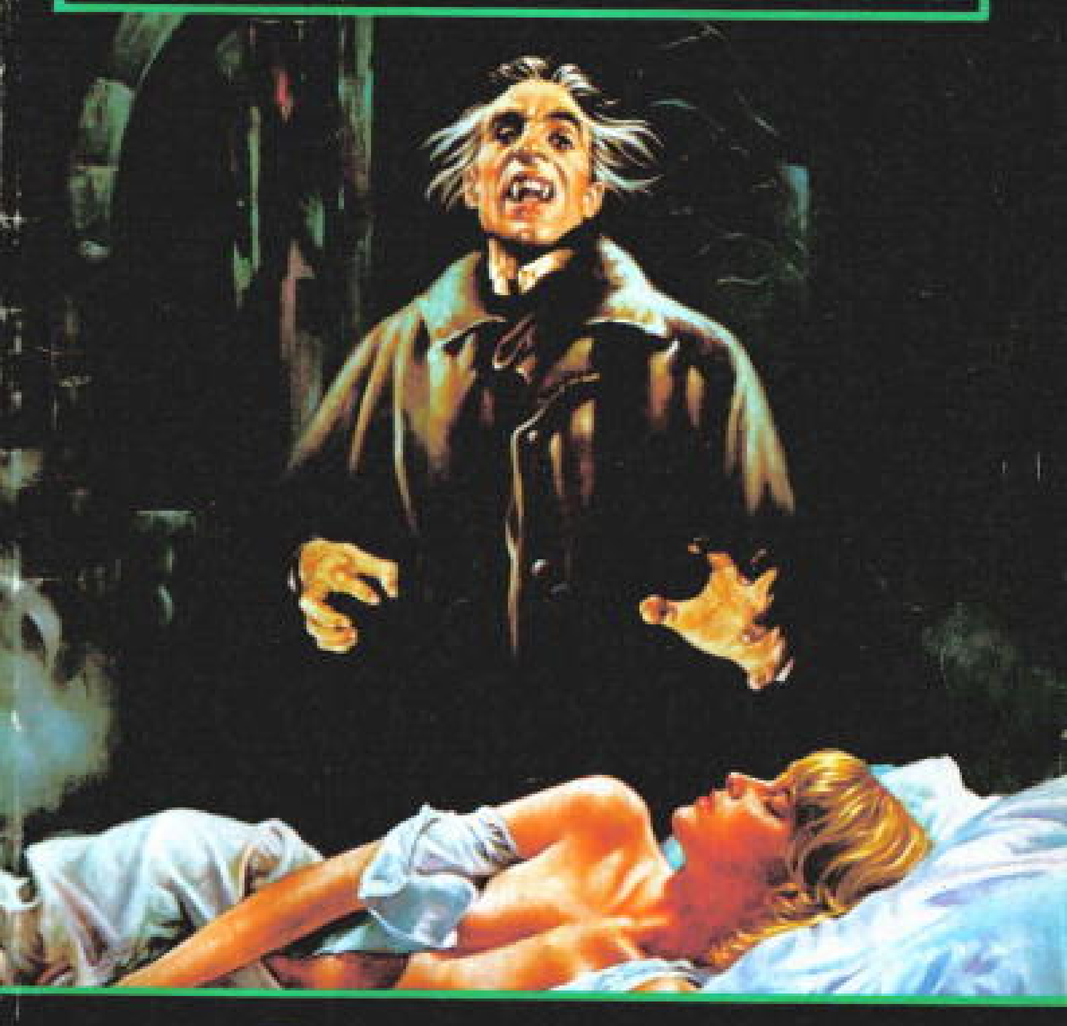
1,60 DM / Band 30
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



Vampir-Terror

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Spanien P 100



Vampir-Terror

Tony Ballard Nr. 30

Teil 2/2

von A.F.Morland

erschienen am 11.11.1983

Vampir-Terror

Als der Eichenpfahl in seine Brust drang, schrie der Vampir markerschütternd auf. Sein Gesicht verzerrte sich, wurde grau. Der Mund, in dem ein Kruzifix steckte, war weit aufgerissen, und spitz stachen die gefährlichen Hauer hervor.

Der Schrei ging in ein schauriges Röcheln über, durch den Körper des Gepfählten lief ein krampfartiges Zucken — dann schloß der Blutsauger die Augen und regte sich nicht mehr.

»Es ist getan«, sagte Robert Daniels heiser und wischte sich den. Schweiß von der Stirn. »Er ist erlöst...«

Myrna Grey lag auf dem übelriechenden Stroh. Ihr Kleid war zerfetzt. Man hatte sie ausgepeitscht.

Doch es war nicht bei dieser einen Pein geblieben. Man hatte sie der grausamen Befragung mit Wasser unterzogen, denn jemand hatte behauptet, sie wäre eine Hexe, und nun sollte sie ein Geständnis ablegen, zu dem sie sich trotz der Folter nicht bereit erklärt hatte.

Soeben hatte Stockard Ross, der Hexenjäger, Inquisitor und Henker in einer Person, den Kerker betreten. Man behauptete, es wäre kein Mensch, sondern ein Dämon.

Es gab nur eine Frage, auf die keiner eine Antwort wußte: Wie konnte Ross - wenn er tatsächlich ein Dämon war - seine Schreckenstaten im Schütze des Kreuzes verrichten?

Breitbeinig stand er vor dem schwarzhaarigen Mädchen. Er trug hohe Schaftstiefel und braune Lederkleidung. Wild wucherndes Haar stand struppig von seinem Kopf ab, und er trug einen Vollbart, der ihn erschreckend grimmig aussehen ließ.

»Nun Hexe, bist du immer noch nicht bereit, zu gestehen, daß du mit dem Teufel im Bunde bist?«

»Dieses Geständnis bekommst du von mir nie!« zischte Myrna.

Stockard Ross lachte knurrend. »Du hältst dich wohl für sehr zäh, aber ich sage dir, ich habe noch jede Hexe weichgekriegt. Du hast den bösen Blick, jedermann sieht es dir an.«

»Ich hatte noch nie mit dem Satan zu tun!«

»Du reitest nachts auf deinem Besen durch die Lüfte, vergiftest Tiere, bringst Krankheiten über die Menschen.«

»Das ist alles gelogen!«

»Du bist eine Gesetzlose, eine Vogelfreie, willst du das etwa auch leugnen?«

»Nein, das nicht.«

»Die Geliebte Ken Kettons bist du; es würde mich nicht wundern, wenn auch er mit den schwarzen Mächten paktieren würde. Er versteckt sich mit seinen Kumpanen im Wald.«

»Daran ist Count Gilford schuld, das weißt du.«

»Der Count ist ein ehrenwerter Mann.«

»Pah, daß ich nicht lache. Er preßt seinem Volk Wahnsinnssteuern ab, knechtet die Menschen, unterjocht sie auf die grausamste Weise. So ein Mann soll ehrenwert sein? Er heißt dein Treiben gut. Auf seinen Befehl werden täglich Menschen mißhandelt, gefoltert und getötet. Er ist ein widerliches Scheusal, genau wie du.«

Der Hexenjäger trat auf Myrna zu, packte sie und riß sie auf die Beine. Mit dem Handrücken schlug er sie ins Gesicht. Wenn er sie nicht festgehalten hätte, wäre sie umgefallen.

Man schrieb das Jahr 1692. Auswanderer von Europa hatten die Inquisition in die Neue Welt gebracht, und vor allem Salem bei Boston

hatte mit seinen Hexenprozessen traurige Berühmtheit erlangt.

Darkwood Forest lag zwischen Boston und New York. Dieses Gebiet wurde von Michael Gilford beherrscht, einem schurkischen Count, dem nur sein eigenes Wohl wichtig war, nicht aber das des Volkes.

Seine Soldaten waren ständig unterwegs, um Steuern einzutreiben und Menschen zu bestrafen, die sich in ihrer Verzweiflung dagegen auflehnten. Auch Ken Ketton mußte dieses Los tragen.

Die Soldaten des Counts brannten sein Haus nieder, seine Schwester kam in den Flammen um. Ketton floh als Gesetzloser in den Wald, und Männer, die sein Schicksal teilten, schlossen sich ihm an.

Auch Frauen und Greise stießen im Laufe der Zeit zu ihm. Er schickte keinen zurück. Alle durften bleiben, obwohl das nicht ungefährlich war, denn die Soldaten des Counts durchstreiften unermüdlich den Wald, weil sie Ken Ketton und seinen Freunden das Handwerk legen wollten, denn die Vogelfreien überfielen Reisende und Händler und nahmen sich, was sie zum Leben brauchten.

Bei einem Überfall auf Kettons Lager fiel den Soldaten Myrna, die Freundin des Anführers der Gesetzlosen, in die Hände. Sie brachten sie zum Count, und dieser ließ sie in den Kerker werfen.

Als einer seiner Vertrauten meinte, sie müsse eine Hexe sein, schickte er Stockard Ross zu ihr und verlangte, der Hexenjäger müsse dafür sorgen, daß das Mädchen ein Geständnis ablegte.

Noch brachte Myrna den Willen auf, sich dieser Forderung zu widersetzen, aber sie wußte, daß es zu viele Foltermethoden gab. Der grausame Hexenjäger würde sie alle anwenden. Früher oder später würde er ihren Willen brechen. Vor diesem schmachvollen und leidvollen Moment hatte Myrna Angst.

Sie lehnte an der Wand, nachdem Stockard Ross sie losgelassen hatte, und starrte den Hexenjäger haßerfüllt an. Verzweifelt dachte sie an Ken Ketton, den sie nicht wiedersehen würde.

Ihr Leben war dem Untergang geweiht. Sobald der Inquisitor ihr das Geständnis abgepreßt hatte, würde man sie auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Die Ausweglosigkeit der Lage schnürte ihr die Kehle zu.

»Du hoffst auf ein Wunder, was?« sagte Stockard Ross spöttisch. »Das haben viele vor dir auch auch getan. Sie gingen trotzdem in Flammen auf. Einen ersten Beweis dafür, daß du eine Hexe bist, habe ich dem Tribunal bereits mit dem Hexenstecher geliefert«, sagte Ross.

Der Hexenstecher war ein Messer, mit dem man die Verdächtigen nach Teufelsmalen absuchte. Man stach damit in Warzen und Muttermale. Schrie das Opfer nicht auf, dann war es besessen.

Aber es gab einen Trick dabei. Stockard Ross' Messerklinge war gefedert. Wenn er zustach, wich die Klinge in den Griff zurück. Alle, die zusahen, mußten glauben, die Klinge würde dem Opfer in den Körper dringen.

So war er auch mit Myrna verfahren, daß sie mit dem Teufel im Bunde war. Ross ließ es sogleich schriftlich festhalten.

Draußen waren Schritte zu vernehmen, und dann trat Count Gilford mit zwei Wachen ein. Ein großer schlanker Mann mit Kinnbart und breitem Ledergürtel um die Hüften, an dem ein Säbel hing.

Triumph und Verachtung glitzerten in seinen Augen. Sein rothaariges Haar war gewellt. Er hatte kleine Ohren und eine weibische Nase. Sein Blick richtete sich auf Ross.

»Nun, ist dieses starrsinnige Weibchen endlich geständig?«

»Nein, Herr noch nicht«, erwiderte der Hexenjäger.

»Ihr müßt sie härter anfassen.«

»Das habe ich vor, Herr.«

Der Gount trat auf Myrna zu. Sie hob trotzig den Kopf, wich seinen stechenden Augen nicht aus.

»Warum erleichterst du dein Gewissen nicht?« fragte er.

»Weil mein Gewissen rein ist.«

»Du buhlst mit dem Teufel!«

»Das ist einen Lüge.«

»Stockard Ross ist ein Meister seines Fachs. Er bringt dich zum Reden.« Der Count trat einen Schritt zurück und wandte sich an den Hexenjäger. »Was habt Ihr als nächstes mit ihr vor?«

»Ich werde sie aufs Rad flechten, Sir.«

Der Count nickte zufrieden. »Gut. Sehr gut. Ich glaube nicht, daß sie dann ihren Starrsinn noch aufrecht erhalten kann. Sobald sie sich bereit erklärt, zu gestehen, laßt mich rufen. Ich möchte dabei sein, wenn sie ihre Beichte ablegt.«

»Wie Ihr wünscht, Sir«, sagte Stockard Ross dienernd.

Count Gilford verließ den Kerker.

Als er wenig später die Räume seiner Frau betrat, saß Blythe Gilford vor dem Spiegel und probierte verschiedene Colliers.

Blythe war blond und hatte braune Augen, in denen keine Wärme, dafür aber um so mehr Habgier zu entdecken war.

Der Count wollte seiner schönen Frau zu Ehren demnächst ein Fest geben. Die Boten waren bereits mit den Einladungen ausgesandt worden. Es würde eines von diesen teuren, rauschenden Festen werden, wie Count Gilford sie liebte.

Wieviel es kostete, scherte ihn nicht. Wenn er Geld brauchte, schickte er seine Soldaten aus, und sie waren noch nie mit leeren Händen zurückgekehrt. Gilford trat hinter seine Frau.

»Du siehst heute abend wieder einmal wunderschön aus, Blythe.« Er beugte sich zu ihr hinunter und küßte ihren nackten Hals. »Du bist mein Juwel.«

»Darf ich erfahren, wo du warst?«

»Im Kerker.«

»Bei dieser Hexe?«
»Ja.«
»Warum interessiert du dich so sehr für sie?«
Der Count lächelte in den Spiegel. »Eifersüchtig, meine Liebe?«
»Muß ich das sein?«
»Bestimmt nicht«, sagte Michael Gilford und küßte abermals den Hals seiner Gemahlin. »Ich interessiere mich deshalb für Myrna Grey, weil sie die Geliebte unseres Feindes Ken Ketton ist.«
Es funkelte zornig in Blythe Gilfords Augen. »Wieso lebt dieser Bandit immer noch, Michael? Niemand ist vor ihm und seinen Männern sicher. Ich wage seit Monaten nicht zu verreisen, weil ich Angst habe, die Gesetzlosen könnten mich entführen. Ketton überfällt unsere Freunde. Wenn das so weitergeht, getraut sich bald niemand mehr zu uns. Wann wirst du diesem unhaltbaren Zustand beenden, Michael?«
Der Count richtete sich mit finsterer Miene auf. »Bald, schon sehr bald, das verspreche ich dir. Blythe.«
»Es ist ein leeres Versprechen, das du mir gibst.«
»Meine Soldaten suchen ihn täglich, aber Darkwood Forest ist groß, und es gibt unzählige Schlupfwinkel im Wald.«
»Versteckst du dich neuerdings hinter den Ausreden deiner Soldaten?« fragte Blythe Gilford schnippisch. »Es muß doch möglich sein, diesem Mann das Handwerk zu legen. Oder siehst du dich dazu außerstande? Fühlst du dich diesbezüglich überfordert?«
Gilford starrte seine Frau wütend an. »Verdammt, so dürfte niemand anders mit mir reden, Blythe!«
Seine Hände, die bis dahin auf ihren Schultern gelegen hatten, fielen herab. Blythe drehte sich um und erhob sich.
»Verzeih mir, ich wollte dich nicht beleidigen, Michael. Es ist nur… Dieser Ken Ketton macht mich ganz krank… Er treibt vor unserer Nase sein Unwesen, und niemandem gelingt es, ihn unschädlich zu machen.«
»Vielleicht sollte ich mich in den nächsten Tagen an der Suche beteiligen.«
Blythe schüttelte den Kopf. »Nein, Michael, das möchte ich nicht, das ist zu gefährlich.«
»Ich bin kein Feigling.«
»Das weiß ich, aber ich möchte dich nicht durch einen dummen Zufallverlieren. Ein verirrter Pfeil könnte dich treffen…«
Er trat ans Fenster und blickte in die finstere Nacht hinaus. »Wir kriegen das Geständnis dieser Hexe, dafür sorgt Stockard Ross. Und sie wird auch aussagen, daß Ken Ketton mit dem Teufel im Bunde steht… Glaube mir, Blythe, der Tag ist nicht mehr fern, an dem wir die beiden Seite an Seite brennen sehen — Myrna Grey und Ken Ketton!«

»Es wird keinen schöneren Tag als diesen für mich geben«, sagte die Frau des Count und küßte ihn, um ihn versöhnlich zu stimmen. »Ich glaube dir, daß dieser Tag nicht mehr fern ist, Michael.«

Ich sah an mir herab und erkannte mich nicht wieder, denn Ken Kettons Männer hatten mich in Soldatenkleidung gesteckt.

Ich sah aus wie ein Soldat Count Gilfords.

Ich befand mich noch nicht lange bei den Gesetzlosen, hatte mit ihnen und ihrem Anführer aber bereits Freundschaft geschlossen. Diese Verfolgten taten mir leid.

Sie waren gezwungen, wie Tiere im Wald zu leben und mußten ständig damit rechnen, von den Soldaten des Counts aufgestöbert zu werden. Einen solchen Überfall hatte ich miterlebt, und es war mir gelungen, Ken Ketton dabei das Leben zu retten.

Er meinte, seither stünde er tief in meiner Schuld - denn zuvor hatte ich ihm sein Leben schon einmal geschenkt. Da waren wir noch Gegner gewesen. Er hatte mich für einen Spitzel des Counts gehalten.

Er glaubte nicht, daß ich nicht in den Diensten Count Gilfords stand und zwang mich zum Zweikampf. Wenn ich ihn verloren hätte, hätte Ketton mich getötet. Als Sieger sollte ich gehen dürfen, wohin ich wollte.

Nun, ich hatte gesiegt, Ketton aber nicht getötet, sondern nur eine Bedingung gestellt: Er müsse mir glauben, was ich ihm erzähle. Und dann setzte ich ihm starken Tobak vor.

Schließlich war es nicht einfach für ihn, mir zu glauben, daß ich aus dem 20. Jahrhundert ins 17. Jahrhundert verschlagen worden war. Begonnen hatte dieses Abenteuer in New York, wo Frank Esslin, mein einstiger Freund und jetziger Söldner der Hölle, in seinem Haus aufgetaucht war.

Doch er war nicht mehr allein. Er hatte Yora, die Totenpriesterin, das Mädchen mit dem Seelendolch, bei sich gehabt. Yora, seine neue Verbündete. Yora, die Dämonin, die nach Rufus' Ende dessen Platz einehmen wollte.

Frank Esslin genoß von diesem Moment an wieder dämonischen Schutz. Ich wollte ihn mir holen, trat ihm in seinem Haus gegenüber, aber dann überstürzten sich die Ereignisse.

Yora kam hinzu. Ich wollte sie mit dem Dämonendiskus vernichten, doch sie schuf ein Dimensionstor und floh mit Frank Esslin in die Vergangenheit. Ich sprang hinterher und landete hier in Darkwood Forest.

Von Yora und Frank fehlte seither jede Spur. Ken Ketton meinte, die beiden könnten sich zu Stockard Ross begeben haben, von dem man munkelte, er wäre ein Dämon.

Wohin die beiden aber wirklich verschwunden waren, wußte niemand. Für mich stand fest, daß ich mich nicht nur um Frank und

Yora kümmern würde, sondern auch um den Hexenjäger, denn meine Aufgabe ist es, Dämonen zu bekämpfen, wo immer ich von ihnen erfahre.

Ken Ketton erzählte mir, daß man seine Freundin Myrna verschleppt und in den Kerker geworfen und daß sich der Hexenjäger ihrer angenommen habe. Er teilte mir ferner seinen Entschluß mit, Myrna in dieser Nacht zu befreien, und ich hatte ihm angeboten, ihn dabei zu unterstützen.

Nun trug ich Soldatenkleidung — einen roten Rock, kniehohe Stiefel und einen schwarzen Gürtel, der diagonal über meine Brust lief. In meiner Tasche steckte der magische Flammenwerfer, ein unscheinbares silbernes Feuerzeug.

Unter dem Rock trug ich meinen Colt Diamondback, der mit geweihten Silberkugeln geladen war. Am Ringfinger der rechten Hand steckte mein magischer Ring. Um den Hals trug ich den Dämonendiskus an einer Kette, meine stärkste Waffe.

Wenn ich Stockard Ross begegnete, würde er sich vorsehen müssen. Das gleiche galt für Yora, auf die ich es nach wie vor abgesehen hatte. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich gewußt hätte, wo sie steckt. Damit hätte ich gleichzeitig auch Frank Esslins Versteck gekannt.

Ken Ketton, blond und muskulös, trug ebenfalls Soldatenkleidung. »Auf diese Weise werden wir unsere Gegner täuschen«, sagte er. »Ein Mann aus dem 20. Jahrhundert muß sich in solchen Kleidern komisch vorkommen.«

»Wie auf einem Kostümfest«, erwiderte ich schmunzelnd.

»Kannst du reiten, Tony Ballard?«

»Ich bin auf einem Pferd zur Welt gekommen«, sagte ich und lachte.

»Wir müssen aufbrechen.«

»Ich bin bereit.«

»Möge Gott uns beschützen.«

»Das wird er.«

Man brachte zwei Pferde. Wir schwangen uns in den Sattel.

Ermunternde Rufe der Gesetzlosen begleiteten uns, als wir losritten.

***

Esther Morgan preßte die Hände auf ihre heißen Wangen und starrte auf ihren Mann Jeremias, der vor ihr auf dem Küchentisch lag. Aus seiner Brust ragte der Eichenpfahl, den ihm sein Freund Robert Daniels ins Herz getrieben hatte.

Mit der stumpfen Seite der Axt hatte Daniels zugeschlagen. Er hatte es tun müssen, um den Freund zu erlösen.

Pacar, der Obervampir, war mit seinen Dienern in das Dorf gekommen und hatte sich Selma, die junge hübsche Tochter der Morgans, geholt. Sie verschleppten das Mädchen in den Wald.

In der Vampirhöhle verlor Selma dann ihr Leben. Pacar trank ihr Blut. Sie wurde selbst zum Schattenwesen, und Pacar verbrannte sie. Erst am nächsten Morgen fiel den Eltern auf, daß Selma sich nicht in ihrer Kammer befand.

Jeremias Morgan bat ein paar Freunde, ihm bei der Suche nach seiner Tochter zu helfen. Sechs Stunden durchstreiften sie erfolglos den Wald. Dabei gerieten sie in den Bezirk des Bösen.

Robert Daniels riet dem Freund ab, die Vampirhöhle zu betreten, aber Jeremias Morgan meinte, am Tage würden die Blutsauger schlafen, es könne ihm also nichts passieren, er müsse unbedingt auch in dieser Höhle nach Selma suchen.

Gewaltsam versuchten ihn die Freunde von diesem Vorhaben abzubringen, es gelang ihnen nicht. Er wagte sich in die Vampirhöhle — und wurde ein Opfer der Schattenwesen.

Selbst zum Vampir geworden, kehrte er nach Einbruch der Dunkelheit in sein Haus zurück. Er wollte seine Frau Esther töten, doch Robert Daniels stand ihr bei.

Er überwältigte das Schattenwesen und fesselte es. In der Küche band er den Blutsauger auf den großen Tisch und hieb sich dann in der Scheune mit der Axt einen Eichenpflock zurecht.

Inzwischen versuchte Jeremias Morgan seine Frau zu hypnotisieren und zu veranlassen, ihn zu befreien. Beinahe hätte sie es getan… Und nun lag Jeremias auf dem Tisch und regte sich nicht mehr.

Der Anblick war für Esther so schrecklich, daß sie ihn fast nicht ertragen konnte. Gebannt starrte sie auf das Holz, das aus seiner Brust ragte. Robert Daniels legte die Axt weg.

Er brauchte sie nicht mehr. Erschüttert ließ er seinen Blick über den Leichnam gleiten. Die besten Freunde waren sie gewesen.

Durch dick und dünn waren sie zusammen gegangen, einer war stets für den anderen dagewesen…

Seimas Verschwinden hatte Jeremias verändert. Er war in seiner Sorge um die Tochter nicht mehr Herr seiner Sinne gewesen.

Als Daniels ihn davon abhalten wollte, in die Vampirhöhle zu gehen, hatte er ihn sogar mit dem Messer angegriffen.

»Nun ist er erlöst«, sagte Robert Daniels. Es klang so, als wollte er sich für das, was er getan hatte, entschuldigen.

Aber da gab es nichts zu entschuldigen. Er hatte richtig gehandelt. Er hätte Jeremias Morgan niemals am Leben lassen dürfen. Denn Morgan hätte den Vampirismus im Dorf verbreitet.

Daniels zog das Kreuz aus dem Mund des Freundes. »Sieh nur«, sagte er zu Esther Morgan. »Seine Eckzähne haben sich zurückgebildet.«

»Wird er nun Frieden haben?« fragte Esther heiser.

»Für immer«, sagte Daniels überzeugt.

»Er wird sich nie mehr erheben?«

»Nein, Esther. Ganz bestimmt nicht. Er ist kein Vampir mehr.«

Tränen quollen aus Esther Morgans Augen. Schluchzend fragte sie: »Muß das Holz in seiner Brust stecken bleiben, Robert? Ich ertrage diesen Anblick nicht.«

»Ich glaube, es besteht keine Gefahr mehr. Man kann den Eichenpflock herausziehen.« Danieles trat näher an den Tisch heran. Er packte das Holz mit beiden Händen und wollte es dem toten Freund aus der Brust ziehen.

Aber der Eichenpfahl saß fest.

»Hilf mir, Esther«, verlangte Daniels.

Die erschütterte Frau schüttelte heftig den Kopf. »Das… das kann ich nicht, Robert. Ich kann den Pfahl nicht anfassen…«

Daniels sprang auf den Tisch. Esther Morgan wandte sich um.

Sie wollte nicht sehen, wie Robert Daniels nun ans Werk ging.

Der Mann grätschte die Beine, bückte sich, griff erneut nach dem Holz, vermochte es jedoch abermals nicht aus der Brust des Leichnams zu ziehen.

Da setzte er einen Fuß auf Jeremias Morgans Brust und zog erneut am Pflock — und diesmal schaffte er es. Er sprang keuchend vom Küchentisch, und als Esther sich umdrehte, versteckte er das Holz mit der blutigen Spitze hinter seinen Rücken.

»Kannst du ihn wenigstens losbinden?« fragt er.

»Ja, ich glaube schon.«

»Dann tue es. Ich bin gleich wieder hier.«

»Du… du willst mich mit ihm allein lassen?« fragte Esther schrill.

»Du brauchst vor ihm keine Angst mehr zu haben.«

Daniels brachte den Eichenpfahl in den Schuppen. Er dachte grimmig an Pacar und seine Vampir-Diener. Sieben Schattenwesen waren es. Eines so gefährlich wie das andere.

Würde jemals ein Mensch den Mut aufbringen, diesen grausamen Blutsaugern das Handwerk zu legen? Daniels gestand sich selbst ein, daß er nicht so mutig war, und er kannte niemand sonst im Dorf, der für diese Aufgabe geeignet gewesen wäre.

Mußte das Dorf weiterhin in Furcht vor Pacar und seinen Vampir-Dienern leben? Daniels riß sich von diesen bedrückenden Gedanken los und kehrte in das Haus zurück.

Esther Morgan hatte ihrem toten Gemahl inzwischen die Fesseln abgenommen, ihm die Arme vor der Brust gekreuzt und ihm das Kruzifix zwischen die Finger gesteckt.

»Er sieht aus, als würde er friedlich schlafen«, stellte sie fest.

»Ich habe keine Angst mehr vor ihm.«

»Er ist uns vorausgegangen in eine bessere Welt, Esther. Eines Tages werden wir ihn wiedersehen. — Ich lasse ihn von ein paar Freunden abholen.«

Esther schüttelte den Kopf. »Dies war sein Haus. Er soll die Nacht hier verbringen. Ich werde an seiner Seite beten und die Totenwache halten. Er soll nicht heimlich, bei Nacht, aus dem Haus geschafft werden, das hat er nicht verdient. Morgen, bei Tageslicht, wenn alle es sehen! können, soll man ihn hinaustragen«, sagte die Frau.

»Na schön«, sagte Daniels. »Dann werden meine Frau und ich mit dir die Totenwache halten.«

»Das braucht ihr nicht.«

»Wir wollen es, Esther.«

Esther Morgan nickte, und Robert Daniels holte seine Frau Tery. Gemeinsam beteten sie dann für das Seelenheil des Toten.

Doch ein schwerer Eisenring umschloß Daniels Brust, als er daran dachte, daß Jeremias Morgan nicht das letzte Opfer Pacars gewesen war…

***

Die Hufe unserer Pferde klapperten laut auf dem dunklen Pflaster. Niedrige Häuser säumten die Straße. Es war kaum jemand unterwegs, und diejenigen, denen wir begegneten, trachteten, so rasch wie möglich zu verschwinden.

Es war stets ratsam, den Soldaten des Counts aus dem Weg zu gehen. Man konnte nie wissen, was ihnen einfiel. Und Ken Ketton und ich sahen aus wie waschechte Soldaten.

Ken Ketton schien keine Furcht zu kennen. Oder er vermochte sie gut zu verbergen. Ich konnte ihm jedenfalls keine Angst anmerken. Er grinste zu mir herüber.

»Aufgeregt, Tony Ballard?«

»Es kribbelt ein bißchen«, gab ich zu.

Wir erreichten den Marktplatz, und ein Schauer überlief mich, als ich die sieben Galgen sah, die hier standen. In der Mitte des Platzes gab es einen Pranger.

Dort wurden die Menschen öffentlich geprügelt und ausgepeitscht, wie mir Ketton erzählte. Wir sahen niedergebrannte Scheiterhaufen, und daneben waren bereits wieder neue errichtet worden.

»Stockard Ross hält reiche Ernte«, knurrte Ken Ketton.

An drei Galgengerüsten hingen Tote. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie abzunehmen, ließ sie über Nacht hängen. Sie baumelten schlaff im Wind hin und her.

Wie grausam Menschen doch sein können, dachte ich.

Gott, in was für eine schreckliche Zeit war ich da geraten.

Ketton wies auf ein großes, palastähnliches Gebäude. »Dort wohnt der Count mit seiner Frau«, sagte er, und es klang so, als würde er vom größten Abschaum dieser Welt sprechen.

»Wo ist der Kerker?« fragte ich.

»Gleich dahinter. Es gibt sogar einen unterirdischen Gang, der die beiden Gebäude miteinander verbindet. Mal sehen, vielleicht mache ich noch rasch einen Abstecher zum Count.«

»Das wirst du bleiben lassen«, sagte ich entschieden. »Wir sind hier, um Myrna zu befreien. Sonst tun wir nichts.«

»Und Stockard Ross? Möchtest du dich bei der Gelegenheit nicht auch gleich um ihn kümmern?«

»Ein andermal — wenn Myrna in Sicherheit ist.«

»Und Yora und Frank Esslin?«

»Ein andermal. Wer sich verzettelt, bleibt auf der Strecke, mein Lieber. Merke dir das für die Zukunft. Man sollte immer nur eine Aufgabe erledigen, denn auf die kann man sich dann voll konzentrieren. — Wo wohnt übrigens der Hexenjäger?«

Ken Ketton grinste. »In einem Seitentrakt des Gefängnisses.«

Ich hatte nicht die Absicht, ungestüm in mein Verderben zu rennen. Die Sache mußte wohl überlegt sein, bevor ich mir den Hexenjäger vornahm. Mein erster Besuch hier diente dazu, um mir die nötigen Ortskenntnisse zu verschaffen.

Ich hoffte, daß es uns gelingen würde, Myrna aus dem Kerker zu holen. Wenn wir das geschafft hatten, wollte ich mit ihr und mit Ken Ketton in den Wald zurückkehren und gewissenhaft einen Plan schmieden, bei dem ich so wenig wie möglich dem Zufall überlassen wollte, denn das erhöhte meine Überlebenschancen enorm.

Ich war nicht erpicht darauf, von Stockard Ross geröstet oder aufgehängt zu werden. Ich verzichtete auch liebend gern darauf, Bekanntschaft mit Yoras Seelendolch zu machen.

Wenn ich den Hexenjäger angriff, mußte ich mich ihm gegenüber im Vorteil befinden. Ich mußte mir dafür erst die nötige Basis verschaffen. Wer einen Feind aus einer schwächeren Position heraus attackiert, ist ein Dummkopf.

Wir ließen die Galgen hinter uns. Ich war davon überzeugt, daß man drei unschuldige Menschen gehängt hatte. Vielleicht hatten sie sich gegen die Knechtschaft des Counts aufgelehnt.

Das genügte in dieser Zeit schon, um zu baumeln. An einer hohen Mauer hielt Ken Ketton sein Pferd an. Am Sattelknopf hingen zusammengerollte Stricke, an deren Enden sich in Leder eingenähte Steine befanden.

Wir nahmen die Stricke ab und drehten die schweren Lederkugeln. Als sie genug Schwung hatten, ließen wir sie los.

Die Stricke sausten nach oben davon und verhedderten sich irgendwo.

Ich testete den Strick mit einem kurzen, kräftigen Ruck. Er würde mein Körpergewicht tragen. Ken und ich stiegen auf den Sattel, stemmten die Füße gegen die Mauer und marschierten daran hoch.

Der Anführer der Gesetzlosen wollte es nicht zugeben, aber die Schulterverletzung, die ich ihm im Verlauf des Zweikampfes zugefügt hatte, machte ihm doch zu schaffen.

Ich war wesentlich früher oben als er und turnte auf der anderen Seite der Mauer sogleich hinunter, denn auf der Mauerkrone konnte man entdeckt werden.

Erst am Fuße der Mauer wartete ich auf Ken Ketton. Als er ächzend neben mir landete, sah er mich finster an. »Ich bewege mich wie ein alter Mann.«

»Du hast Schmerzen, nicht wahr?«

»Sie sind auszuhalten. Es ärgert mich, daß du schneller und wendiger bist.«

»Ich bin unverletzt. Vielleicht hätten wir das Ganze ein paar Tage aufschieben sollen.«

»Unmöglich. So lange könnte Myrna nicht durchhalten.«

»Ist auch wiederum wahr«, sagte ich. »Komm, weiter.«

Wir schlichen an der Mauer entlang. Stimmen drangen an unser Ohr. Wir blieben stehen, zogen uns in eine Nische zurück, und nun vernahmen wir auch Schritte.

»Da kommen zwei Kerle«, flüsterte Ketton und zog sein Messer.

»Laß das«, sagte ich.

»Wir müssen sie töten.«

»Wir bleiben in unserem Versteck. Sie werden uns nicht bemerken.«

»Wenn aber doch? Dann schlagen sie Alarm!«

Ich drückte seine Messerhand nach unten. Im fahlen Mondlicht erschienen zwei Soldaten. Sie redeten lachend miteinander, waren ohne jeden Argwohn. Es bestand nicht die geringste Gefahr, daß sie uns entdeckten.

Ahnungslos gingen sie an uns vorbei. Wenn wir sie attackiert hätten, hätte die Gefahr bestanden, daß diese Aktion beobachtet wurde. Es war vernünftiger, stillzustehen und die Gefahr passieren zu lassen.

Ken war ein Hitzkopf. Es war ganz gut, daß ich bei ihm war, denn ich brachte die Vernunft auf, die hier vonnöten war. Vermutlich hätte ich nicht so kühl überlegen können, wenn sich Vickey Bonney in Stockard Ross' Gewalt befunden hätte, deshalb hatte ich Verständnis für Ken Kettons heißes Gemüt.

Wir verließen unser Versteck, sobald die Soldaten nicht mehr zu sehen waren. Schwarz, unfreundlich und klotzig ragte das Gebäude des Gefängnisses vor uns auf. Mein Blick suchte den Trakt, in dem der Hexenjäger wohnte.

Ken schien das zu erraten, denn er raunte mir zu: »Ross wohnt dort.« Er zeigte es mir.

Ich fragte mich unwillkürlich, ob der Hexenjäger zur Zeit Gäste hatte. Vielleicht Yora und Frank Esslin? Ich gebe zu, es juckte mich, diesen

Teil des Gebäudes aufzusuchen, aber ich beherrschte mich.

Wir waren hier, um Myrna aus ihrer qualvollen Lage zu befreien, und das mußten wir durchziehen. Alles andere mußte auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden.

Da wir Soldatenkleider trugen, konnten wir es riskieren, ein Stück unseres Weges ohne Deckung zurückzulegen. Mit festem Schritt gingen wir nebeneinander, als gehörten wir hierher und hätten nichts zu verbergen.

Aber meine Nervenstränge waren bis zum Zerreißen angespannt, denn wenn der Schwindel aufflog, war hier binnen weniger Augenblicke der Teufel los. Von allen Seiten würden Soldaten anstürmen.

Ich hoffte, daß der Himmel uns das ersparte.

Das Gefängnisgebäude hatte mehrere Eingänge. Sie wurden bewacht. Und Wachen patrouillierten ständig um das Gebäude herum. Man verließ sich also nicht einfach darauf, daß ohnedies niemand den Mut aufbrachte, bis hierher vorzudringen.

»Wie gehen wir vor?« fragte Ken Ketton mit gedämpfter Stimme. »Überrumpeln wir die Wachen?«

»Denk an deine Schulterverletzung.«

»Ach was.« Ken winkte ab. »Ich kann mich nicht um alles kümmern.«

»Sei bitte nicht so leichtsinnig.«

»Wir sind Soldaten des Counts. Ehe die Brüder erkennen, daß wir das nicht sind, sind sie erledigt.«

»Ich bin dafür, daß wir den Weg des geringsten Widerstands gehen.«

»Wie das Wasser.«

»Richtig.«

»Und wie sieht dieser Weg aus?« wollte Ken Ketton wissen.

»Siehst du dort an der Seite den Balkon. Wenn wir ihn erreichen, sind wir so gut wie drinnen in dem Gebäude«, sagte ich.

»Du willst aus mir anscheinend einen perfekten Fassadenkletterer machen.«

»Warum nicht? Das kann nicht schaden.«

Wir warteten die Patrouille ab. Sobald sie vorbei war, huschten wir auf das Gebäude zu. Ich kletterte als erster an der Fassade hoch. Niemand bemerkte mich. Oben angelangt, wandte ich mich um.

Ich winkte Ketton, und er machte sich ebenfalls an den Aufstieg. Ich beugte mich über die steinerene Balkonbrüstung und streckte ihm meine Hand entgegen. Er ignorierte sie.

»So schwach bin ich nun wieder nicht«, maulte er. »Wenn's soweit ist, bitte ich dich, mich huckepack zu nehmen, einverstanden?«

»Okay«, sagte ich und huschte durch die offene Balkontür in einen großen Raum.

Meine Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit. Ich nahm

Einzelheiten wahr, sah eine lange Tafel, um die etwa zwanzig Stühle herumstanden. An ihr schlich ich vorbei und erreichte eine hohe Tür, die ich vorsichtig öffnete.

Blakendes Fackellicht blendete mich für einen Moment. Ich trat aus dem Raum. Da bohrte sich plötzlich eine Pistole in meinen Rücken, und meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen, denn der Kerl mit der Waffe brauchte nur noch den Finger zu krümmen, dann war ich erledigt.

***

Die Nacht war ihre Verbündete, in ihr blühten die Schattenwesen auf. Am Tage mußten sie sich vor dem Sonnenlicht in acht nehmen, denn ein einziger Strahl konnte sie vernichten.

Deshalb verbrachten sie den Tag in der Höhle. Zumeist schliefen sie — und aus diesem Schlaf hatte Jeremias Morgan sie gerissen, als er hier drinnen seine Tochter Selma suchte.

Nun, er hatte für seinen sträflichen Leichtsinn schwer gebüßt.

Wo er jetzt war, was er machte, war Pacar gleichgültig. Es kümmerte ihn nicht, was seine Opfer, wenn sie zu Schattenwesen geworden waren, in der weiteren Folge anstellten.

Viele seiner Opfer verbrannte Pacar, einige ließ er hingegen laufen, je nach Laune. Aber er verwehrte es ihnen, sich ihm anzuschließen.

Er hatte sechs Diener, und das reichte ihm. Zu diesen sechs Vampir-Dienern sprach Pacar nun.

»Die Zeit des Wartens ist zu Ende«, sagte er mit scharfer Stimme. »Ich habe mich entschlossen, einen Plan heute nacht in Angriff zu nehmen.«

Die Vampir-Diener waren begeistert. Das Leben in dieser kalten, nüchternen Höhle würde ein Ende haben. Sie würden sich einen neuen Lebensbereich erschließen.

Pacar strebte nach Macht. Nach jener Macht, die noch Count Gilford in seinen Händen hielt. Er wollte sie ihm streitig machen.

Pacar hatte beschlossen, sein Ziel mit List und Tücke zu erreichen. So, wie es einem Vampir geziemte.

»Ich werde den Count in meine Gewalt bringen«, sagte Pacar zuversichtlich. »Aber wir werden ihn nicht frontal attackieren, sondern mit einem geschickten Schachzug gefügig machen. Ich werde Blythe Gilfords Blut trinken und sie zur Vampirin machen — und sie wird den schwarzen Keim an Count Gilford weitergeben. Dann haben wir ihn in der Hand, dann gehört er zu uns, dann muß er meinen Befehlen gehorchen, und ich werde seine Macht übernehmen.«

»Das ist großartig«, sagte einer der Diener. »Wir werden in einem Palast wohnen und mehr Blut trinken können als je zuvor.«

»Ihr werdet meine Interessen vertreten und mit mir regieren«,

verkündete Pacar. »Das Volk stöhnt jetzt schon unter der Herrschaft des Counts. Doch wir werden Michael Gilford an Bosheit und Grausamkeit bei weitem übertreffen!«

»Ein herrliches Leben beginnt«, rief ein anderer Diener begeistert aus.

»Seid ihr bereit, mit mir an die Ausführung unseres Plans zu gehen?« fragte der Obervampir.

Seine Diener nickten eifrig.

»Dann folgt mir!« sagte Pacar und schickte sich an, die Vampirhöhle zu verlassen. Doch kaum hafte er den ersten Schritt getan, da erstarrte er. »Es kommt jemand!« zischte er.

»Blut!« keuchte einer seiner Diener.

»Daran werden wir uns laben«, sagte Pacar. »Versteckt euch!«

Die Vampir-Diener huschten davon wie körperlose Schatten.

Absolute Stille herrschte in der Höhle, die zur tödlichen Falle geworden war. Jemand trat ein. Ein hagerer, blonder Mann.

Frank Esslin!

Ihm folgte Yora, die Totenpriesterin.

Frank Esslin blieb stehen. Er wandte sich um. »Bist du sicher, daß wir hier richtig sind?«

»Es ist die einzige Höhle weit und breit. Es muß die Vampirhöhle sein.«

Der Söldner der Höllner schluckte. »Ich würde dir gern den Vortritt lassen.«

»Warum? Hast du Angst?«

»Ich bin nicht gerade scharf darauf, Bekanntschaft mit Pacars Eckzähnen zu machen.«

Yora lächelte kalt und ging an Frank Esslin vorbei. Die Höhle weitete sich, wurde zu einer steinernen Pfanne, in deren Mitte ein großer glatter Stein lag. auf ihm hatten schon viele Menschen ihr Leben verloren.

Yora fühlte das sofort. Sie hatte eine ausgezeichnete Antenne für grausige Ereignisse. Sie registrierte diese auch noch dann, wenn sie längst der Vergangenheit angehörten.

Sie fühlte sich mit Pacar verbunden. Er tötete Menschen, wann immer er dazu Gelegenheit hatte, und sie tat das auch, wenn auch auf eine andere Weise. Sie schnitt den Opfern mit dem Dolch die Seele aus dem Leib.

Die Seele schickte sie in die Hölle, und der Körper blieb als lebendige Hülle auf der Welt zurück. So hatte Yara erst kürzlich den Privatdetektiv Chuck Farda zum Zombie gemacht…

Frank Esslin nahm hinter sich eine Bewegung wahr und fuhr mit einem unterdrückten Schreckenslaut herum. Das bleiche Gesicht eines Vampir-Dieners schimmerte ihm aus der Dunkelheit entgegen.

Daneben noch so ein Gesicht, und ein drittes… Von sieben Vampiren

waren sie umringt. Der größte und kräftigste von ihnen war Pacar. Er stand vor Yora und starrte hungrig auf ihren schlangen Hals.

»Du bist Pacar«, sagte das Mädchen im Blutornat furchtlos.

»Ja«, knurrte der Obervampir. »Der bin ich.«

»Man hat uns vor dir und deinen Dienern gewarnt. Einen großen Bogen sollten wir um deine Höhle machen, sagte man uns. Deshalb sind wir hier.«

Pacar hob verwundert eine Braue. »Wie soll ich das verstehen? Ihr wißt, was euch erwartet, dennoch begebt ihr euch in unsere Höhle?«

»Ich habe mit dir zu reden«, sagte Yora, das hübsche rothaarige, grünäugige Mädchen. Sie hatte eine Zwillingsschwester, deren Namen Oda war. Oda war eine Weiße Hexe und lebte mit dem Parapsychologen Lance Selby zusammen.

Einen schärferen Kontrast als diese beiden Schwestern gab es wohl kaum.

Pacar grinste breit. Er entblößte dabei seine langen Eckzähne, die schon vielen Menschen zum Verhängnis geworden waren.

»Sie hat mit mir zu reden«, sagte er amüsiert.

Auch seine Vampir-Diener grinsten. Frank Esslin fühlte sich nicht wohl in ihrer Mitte. Er stellte sich seinen Werdegang auf der schwarzen Seite anders vor.

Zum Vampir wollte er auf keinen Fall werden. Aber würde er es verhindern können, wenn diese vielen Blutsauger über ihn herfielen? Er besaß nichts, womit er sie daran hindern konnte, sein Blut zu trinken.

»Und worüber möchtest du mit mir sprechen?« erkundigte sich Pacar.

»Ich möchte, daß du mir einen Gefallen erweist.«

»Aber gern! Gleich nachdem ich dein Blut in mir habe«, sagte Pacar heiser. Er konnte seine Gier kaum noch bezähmen.

Seinen Dienern erging es genauso. Einer von ihnen näherte sich Frank Esslin mit gebleckten Hauern. Frank wich bis zu Yora zurück. Er stieß gegen sie. »Yora!« ächzte er. »Halte mir diesen verdammten Blutsauger vom Leib!«

Das Mädchen im Blutornat fuhr herum und starrte den Vampir-Diener wütend an. »Laß ihn in Ruhe! Er ist mein Verbündeter! Wer sich an ihm vergreift, bekommt es mit mir zu tun!«

Pacar lachte rauh. »Du nimmst den Mund ganz schön voll. Wie heißt du?«

»Yora.«

»Ich werde dir das Blut bis auf den letzten Tropfen aussaugen, Yora, und es wird mir köstlich schmecken!«

Es hätte ihm überhaupt nicht geschmeckt, denn er hätte schwarzes Blut zu trinken bekommen — Dämonenblut. Doch er ließ Yora keine Zeit für Erklärungen.

Blitzschnell stürzte er sich auf sie.

Und die Vampir-Diener fielen über Frank Esslin her. Er schrie auf. »Yoooraaa!« Mit seinen Fäusten schlug er in die verzerrten Vampirfratzen. Mit kraftvollen Tritten versuchte er sich die Schattenwesen vom Leib zu halten.

Viele Hände packten ihn und zerrten ihn zu dem Stein in der Mitte der Höhle. Er stemmte sich gegen den Zug, doch die Vampire waren stärker. Er versuchte sich loszureißen; es gelang ihm nicht.

Die Vampir-Diener hoben ihn hoch und warfen ihn auf den Stein. Du bist verloren! schrie es in ihm. Sie machen dich zum Schattenwesen!

Pacar schlang seine Arme um Yoras schlanken Körper. Doch der war plötzlich in ein violettes Licht gehüllt. Der Obervampir stieß einen grellen Schrei aus.

Die Magie der Dämonin sauste in seinen Körper und verursachte schreckliche Schmerzen. Ein harter Magieschlag traf Pacar, schleuderte ihn weit zurück, bis an die Höhlenwand, an der er röchelnd lehnen blieb.

Fassungslos waren seine Augen aufgerissen. Das violette Licht war nicht mehr zu sehen, aber Pacar glaubte, daß es noch einmal aufflammen würde, wenn er das seltsame Mädchen wieder angriff.

Sein Schrei hatte seine Vampir-Diener erstarren lassen. Frank Esslin gelang es, sich loszureißen. Atemlos eilte er zu Yora, denn nur in ihrer Nähe fühlte er sich sicher.

Immer noch tobten heftige Schmerzen in Pacars Leib. Er preßte die Hände gegen seinen Bauch und krümmte sich, während aus seinem Mund ein scharfes Hecheln drang.

Yora verstärkte die Schmerzen, ohne Pacar anzufassen. Der Obervampir sackte zusammen. Er lag vor der Totenpriesterin auf den Knien und starrte sie aus blutunterlaufenen Augen an.

»Wer bist du?« fragte er mit bebender Stimme.

»Yora«, erwiderte das Mädchen im Blutornat. »Das sagte ich schon.«

»Du bist kein Mensch.«

»Das habe ich nie behauptet.«

»Ich bitte dich, nimm diese schrecklichen Qualen von mir, Yora.«

Das Mädchen mit dem Seelendolch beendete die Pein für den Obervampir. Pacar atmete erleichtert auf und erhob sich.

Niemand versuchte sich noch einmal an Frank Esslin zu vergreifen.

Keiner der Vampir-Diener wollte sich Yoras Zorn zuziehen.

»Du bist eine Dämonin, nicht wahr?« sagte Pacar schleppend.

»Richtig, und ich bin hier, um dich um einen Gefallen zu bitten.«

»Du kannst von mir verlangen, was du willst. Es tut mir leid, dich angegriffen zu haben.«

»Schon vergessen«, sagte Yora großherzig.

»Was soll ich für dich tun?« erkundigte sich Pacar.

Die Totenpriesterin erzählte ihm von Tony Ballard, der hinter ihr und Frank Esslin her war. »Der Dämonenhasser ist bei den Gesetzlosen gelandet«, fuhr sie fort. »Ich möchte, daß du ihn uns vom Hals schaffst.«

Pacar nickte. »Er wird sterben, das verspreche ich dir.«

»Ihr werdet ihn zum Vampir machen.«

»Ganz wie du willst.«

»Ich möchte, daß er sein Dasein von nun an als Schattenwesen fristet.«

Pacar mußte sein Vorhaben, Gewalt über Count Gilford zu bekommen, vorläufig hintanstellen. Zuerst mußte er Yoras Wunsch erfüllen. Erst wenn Tony Ballard zum Blutsauger geworden war, konnte Pacar wieder seine eigenen Ziele verfolgen.

***

Ich rührte mich nicht. Starr wie ein Denkmal stand ich da, hatte die Arme abgespreizt und wartete. Insgeheim hoffte ich, daß Ken Ketton unentdeckt blieb. Vielleicht konnte ich den Mann, der hinter mir stand, täuschen.

Immerhin trug ich Soldatenkleidung. Die erstbeste Gelegenheit würde ich nützen, um den Mann auszuschalten. Das

»Unternehmen Myrna Grey« durfte von diesem Kerl nicht gefährdet werden.

»Umdrehen!« kommandierte der Mann mit schnarrender Stimme.

Ich gehorchte. Vor mir stand ein Bursche, so groß wie ich.

Meine Kleidung zerstreute sein Mißtrauen nicht. Obwohl ich so angezogen war wie er, betrachtete er mich mit großem Argwohn, der seiner Ansicht nach berechtigt war. Vermutlich stand er schon lange in der Nähe dieser Tür, niemand hatte den Raum in dieser Zeit betreten, und nun kam einer heraus.

Das mußte ihn doch mißtrauisch machen. Mit finsterem Blick musterte er mich von Kopf bis Fuß. »Wie ist dein Name?«

»Tony Ballard.«

»Nie gehört. Wie heißt dein Kommandant?«

Lieber Himmel, ich hätte jetzt wie aus der Pistole geschossen den Namen nennen müssen, aber ich kannte die Namen der Kommandanten nicht.

»Peter Stalling«, sagte ich.

»Den gibt es nicht.«

Natürlich gab es ihn nicht, aber irgendeinen Namen hatte ich schließlich sagen müssen. Mir trat der Schweiß aus allen Poren.

Ich dachte verzweifelt an Myrna Grey, die im Kerker schmachtete und verloren war, wenn wir sie nicht heute nacht herausholten.

Hinter dem Mann, der seine Pistole nach wie vor auf mich gerichtet

hielt, tauchte Ken Ketton auf. Ich sah sein Messer blitzen. Plötzlich riß mein Gegenüber die Augen auf.

Er brach zusammen. Ketton fing ihn auf und zerrte ihn in den finsteren Raum, nahm ihm die Pistole ab und kam zu mir.

Es widerstrebte mir, daß er den Mann umgebracht hatte. Aber hätte es sich vermeiden lassen?

Wir eilten einen Gang entlang. Vor einer Treppe stand ein Soldat. Es war unmöglich, unbemerkt an ihm vorbeizukommen.

»Überlaß ihn mir«, sagte Ketton.

»Nein, den übernehme ich«, widersprach ich und pirschte mich an den Soldaten heran. Er kehrte mir den Rücken zu und bemerkte mich erst, als ich ihn erreichte.

Erschrocken drehte er sich um. Meine Faust fällte ihn. Ich schleifte ihn zu einem Erker, fesselte und knebelte ihn und winkte Ketton dann.

»Warum machst du mit diesen Kerlen so viele Umstände?«

fragte mich der Anführer der Gesetzlosen. »Das sind sie nicht wert. Sie sind die grausamen Handlanger des Counts. Jeder von ihnen hat mit Sicherheit schon etliche Menschen ermordet. Sie verdienen keine humane Behandlung.«

»Ich bin kein Schlächter«, gab ich zurück. »Ich bin nicht hier, um alles niederzumetzeln, was mir über den Weg läuft. Mir geht es lediglich darum, heil bis zu Myrna vorzustoßen und mit ihr so bald wie möglich das Weite suchen.«

»Der Count wird jeden Mann aufbieten, um Myrna zurückzuholen. Je weniger ihm zur Verfügung stehen, desto besser, für uns.«

»Das ist deine Ansicht, nicht meine. Für mich ist das menschliche Leben etwas Kostbares.«

»Und du machst keinen Unterschied, um wessen Leben es sich handelt?«

»Das steht mir nicht zu«, erwiderte ich.

Wir liefen die Treppe hinunter. Soldaten strebten dem Ausgang zu. Wir warteten, bis ihre Schritte verklungen waren, und setzten unseren Weg dann fort. Gänge, Türen, Kerkerzellen.

Seufzen und Wehklagen. Wir hörten das Wimmern Gepeinigter, das Stöhnen Sterbender, das Flehen Verzweifelter, denen der Galgen oder der Scheiterhaufen gewiß war.

Eine der dicken Holztüren stand offen. Glück für uns, denn am Ende des Ganges tauchten zwei Folterknechte auf.

Ihre Gesichter wirkten stupid und drückten aggressive Brutalität aus. Mir waren diese Männer zutiefst zuwider. Als ich sie sah, versetzte ich Ken Ketton einen Stoß, der ihn durch die offene Tür beförderte.

Mit einem Satz folgte ich ihm und zog die Tür hinter mir vorsichtig zu. Jetzt brauchen die Knechte nur noch den Riegel vorzuknallen, und wir saßen in der Falle.

Ich hoffte, daß sie uns nicht bemerkt hatten. Mit jedem Schritt, den sie näherkamen, klopfte mein Herz schneller. Ketton biß sich auf die Lippe. Er spannte den Hahn seiner erbeuteten Pistole.

Wir warteten mit steigendem Blutdruck. Die Kerle verschärften die Situation, indem sie stehenblieben. Zwei Zellen von uns entfernt schrie ein Mann.

»Wirst du wohl ruhig sein, Gottloser?« bellte einer der beiden Schergen.

»Stockard Ross will mich verbrennen! Ich will nicht sterben!«

»Nichts anderes hast du verdient«, knurrte der Folterknecht und ging mit seinem Begleiter weiter.

Ich schluckte. Die Schergen lachten. »Einer weniger«, sagten sie. »Und dennoch gibt es immer noch viel zu viele von der Sorte. Tag und Nacht müßte man die Scheiterhaufen brennen lassen. Das Feuer der Reinigung sollte niemals erlöschen.«

Sie stapften an unserer Tür vorbei. Ken Ketton atmete erleichtert auf, als sie nicht mehr zu hören waren. Ich holte tief Luft und öffnete die Tür. In allen diesen Türen gab es Gucklöcher.

Wir hasteten von einer zur andern und warfen in jede Zelle einen kurzen Blick. Schreckliches Elend bot sich uns dar. Allmählich erwachte in mir der Haß gegen Count Gilford.

Wer gab ihm das Recht, diese unglücklichen Menschen so zu behandeln? Er spielte sich als Herr über Leben und Tod auf, handhabte die Gesetze nach seinem Gutdünken und verhängte bei geringfügigen Delikten schon die grausamsten Strafen.

Nächste Tür. Eine alte, grauhaarige Frau. Ihr Gesicht war mit Warzen übersät. Sie saß auf einem Holzschemel und kicherte ununterbrochen. Hatten die Schmerzen der Folter sie wahnsinnig gemacht?

»Ja!« schrillte sie mit zahnlosem Mund. »Ja, Stockard Ross, ich bin eine Hexe. Ich, Exina, bin die einzig wirkliche Hexe in diesem Kerker. Niemand weiß das wohl besser als du, deshalb wirst du mich auch nicht auf den Scheiterhaufen bringen, denn wir stehen beide auf derselben Seite. Du weißt es, Stockard Ross, wenn ich wollte, könnte ich den Kerker jederzeit verlassen. Niemand könnte mich daran hindern. Aber ihr sollt sehen, daß ich nicht feige bin. Nein, die alte Exina ist nicht feige, Stockard Ross. Sie bleibt und wartet auf ihre Freilassung! Du kommst nicht darum herum! Die Hölle wird es dir befehlen, Stockard Ross! Darauf warte ich!«

Schrecklich. Die Frau schien tatsächlich den Verstand verloren zu haben. Sie bildete sich in ihrem Wahn ein, wirklich eine Hexe zu sein. Wir eilten weiter. Nach drei Türen war unsere Suche zu Ende. Wir hatten Myrna Grey gefunden!

***

Wohin sich Yora mit ihrem Verbündeten begeben hatte, wußte Pacar nicht, er hatte sie nicht danach gefragt, und er wünschte sich insgeheim, nie mehr mit diesem gefährlichen Mädchen zu tun zu haben.

Besser, sie kreuzte seinen Weg nicht mehr und ließ ihn tun, was er für richtig hielt. Er hatte es nicht gern, wenn ihm jemand Befehle erteilte. Es war ihm lieber, wenn er die Befehle gab und andere sie ausführten.

Den Gehorsam zu verweigern, wagte Pacar allerdings nicht. Er wollte nicht noch einmal die peinigende Kraft der Dämonin zu spüren kriegen.

Lautlos schlich er mit seinen Vampir-Dienern durch den finsteren Wald. Sie pirschten sich an das Lager der Gesetzlosen heran. »Verteilt euch«, ordnete Pacar an. »Laßt euch nicht blicken. Wir beobachten die Vogelfreien zunächst nur. Sobald wir herausgefunden haben, wer Tony Ballard ist, locken wir ihn in eine Falle.«

Die Diener nickten und huschten davon. Hinter Büschen und Bäumen verbargen sie sich und beobachteten die Geetzlosen.

Lagerfeuer brannten. Kundschafter hatten in Erfahrung gebracht, daß die Soldaten des Counts Darkwood Forest verlassen hatten.

Die Gefahr eines Überfalls war für diese Nacht gebannt.

Pacar kroch an einem gefällten Baum entlang. Er verschmolz mit der Dunkelheit, war nicht zu sehen. Vorsichtig schob er sich an einen Felsen heran, hinter dem zwei Gesetzlose saßen und ihre Waffen schärften.

Das Feuer, das vor ihnen flackerte, irritierte Pacar. Er haßte Flammen, und er ließ in seiner Höhle nur dann ein Feuer entzünden, wenn er einen Vampir vernichten wollte.

Die beiden Vogelfreien unterhielten sich miteinander. Der eine hob seinen Dolch. »Liebend gern würde ich dem Count damit die Kehle durchschneiden!« sagte er grimmig.

»Jeder von uns würde das gern tun«, meinte der andere.

»Leider hat der Count nur eine Kehle.« Der Mann lachte.

»Vielleicht fällt er uns mal in die Hände. Und mit ihm Stockard Ross.«

»Das wäre der schönste Tag in meinem Leben.«

Die Männer legten Holz ins Feuer, das prasselte und knackte.

Pacar duckte sich, um nicht entdeckt zu werden.

Der mit dem Dolch sagte: »Wir müssen Count Gilford mehr als bisher reizen. Wir müssen ihn zwingen, aus seiner Festung herauszukommen. Er selbst muß die Jagd auf uns anführen. Wir lassen ihn tief in den Wald hineinreiten und fallen ihm dann in den Rücken.«

»Wenn ich an die Leiden denke, die Myrna ertragen muß, krampft sich mein Herz zusammen«, sagte der mit dem Dolch.

»Sie wird bald wieder frei sein«, meinte der andere.
»Glaubst du, Ken und Tony Ballard schaffen es, sie aus dem Kerker zu holen?«
»Wenn es diesen beiden nicht gelingt, dann schafft es keiner.«
Ken Ketton befand sich zur Zeit also nicht im Lager, das hatte Pacar soeben erfahren.
Pacar preßte sich auf den Boden und schob sich lautlos zurück.
Er hatte genug gehört. Was gerade passierte, kam seinen Plänen sehr entgegen. Ken Ketton und Tony Ballard hatten Darkwood Forest verlassen, um ein Mädchen namens Myrna aus dem Kerker zu holen.
Sie befanden sich also in Michael Gilfords Nähe, und genau dorthin wollte Pacar auch. Die Möglichkeit, Tony Ballard zum Vampir zu machen, würde sich finden.
Pacar glaubte nicht, daß Ken Ketton und Tony Ballard in den Kerker eindringen und diesen mit dem Mädchen wieder verlassen konnten. Man würde sie stellen, und bei der erstbesten Gelegenheit würde Pacar das Blut des Dämonenhassers trinken.
Der Obervampir erreichte einen seiner Diener. »Geh und hole die anderen!« trug er ihm auf.
»Aber Tony Ballard…«
»Der ist nicht hier.«
In sicherer Entfernung vom Lager der Gesetzlosen sammelten sich die Vampire, und Pacar erklärte seinen Dienern die Situation. Yora konnte nichts dagegen haben, wenn sie ihre eigenen Ziele verfolgten, denn im Moment war Tony Ballard nicht verfügbar.
Wichtig war lediglich, daß Yoras Befehl ausgeführt wurde.
Wann und wo, das war von zweitrangiger Bedeutung.

***

Sie lag auf dem Boden und schlief. Ken Ketton schob vorsichtig den Riegel zur Seite. Wir traten ein, und ich sah, wie Ketton unter dem Anblick litt, den Myrna Grey bot.
Schmerz und Schmutz hatten die Schönheit des Mädchens ein wenig verwischt. Aber ich konnte mir vorstellen, daß sie sehr hübsch war, wenn kein Leid sie mehr plagte, wenn sie gebadet und das schwarze Haar gekämmt war.
Ken sank neben ihr auf die Knie, während ich neben der Tür stehenblieb, um die Zelle zu sichern. Ken berührte vorsichtig die Schulter der Schlafenden, nachdem er sie wehmütig von Kopf bis Fuß betrachtet hatte.
Er schien für einen Moment nicht zu wissen, wo er Myrna anfassen konnte, ohne daß es ihr wehtat. Liebevoll und zärtlich flüsterte er ihren Namen, und er schüttelte sie ganz leicht.
Sie riß die Augen auf und erhob sich. Er legte ihr die Hand auf den

Mund. »Keinen Laut! Bitte! Ich bin es: Ken!«

Jetzt erst erkannte sie ihn, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Ken!« hauchte sie, als könnte sie ihr Glück nicht fassen. »O Gott, Ken!«

»Geht es dir sehr schlecht?«

»Jetzt nicht mehr.«

»Ich bin so froh, dich gefunden zu haben, Myrna.«

Sie schlang ihre Arme um ihn. »Ein Wunder. Es ist wie ein Wunder.«

»Sie haben dich ausgepeitscht.«

»Ja, und morgen wollte mich Stockard Ross aufs Rad flechten…«

»Bist du kräftig genug, um fliehen zu können?«

»Wenn die Freiheit winkt, spüre ich keinen Schmerz, Ken.«

Myrna warf einen Blick über Kettons Schulter und erblickte mich.

»Das ist mein Freund«, klärte Ken sie auf. »Tony Ballard ist sein Name. Du kannst ihm trauen. Ich werde dir später haarsträubende Dinge über ihn erzählen. Jetzt müssen wir gehen.«

Es war überraschend für mich, zu sehen, wieviel Herz Ken Ketton, der Anführer der Gesetzlosen, hatte. Weich wie Butter war er im Augenblick. Ein ganz anderer Mann schien sich um Myrna Grey zu bemühen.

Von Härte, Wildheit und Kampfgeist war nichts zu bemerken.

Fürsorglich war er dem Mädchen beim Aufstehen behilflich. Sie löste sich von ihm, um ihm zu beweisen, daß sie seiner Stütze nicht bedurfte.

Wir wußten beide, daß sie sich jetzt tapfer zusammenriß, denn was der Hexenjäger und seine Knechte ihr angetan hatten, war nicht so einfach abzuschütteln. Wir verließen die Kerkerzelle.

Der Rückweg würde für uns noch gefährlicher sein, denn nun hatten wir Myrna bei uns, auf die wir Rücksicht nehmen mußten. Wir schlichen den winkeligen Gang entlang.

Soldaten kamen. Beabsichtigten sie, einen Delinquenten aus seiner Zelle zu holen? Wir verbargen uns hinter einem großen leeren Holzfaß, von dem wir nicht wußten, wozu es diente.

Die beiden Soldaten marschierten im Gleichschritt an uns vorbei. Ich hoffte, daß sie ihres Weges gingen, ohne sich umzublicken. Aber meine Hoffnung erfüllte sich leider nicht. Ken verursachte ein Geräusch.

Die Soldaten stoppten und wandten sich um. Wir waren gezwungen, schneller zu handeln, als diese beiden Männer Alarm schlagen konnten. Wie Kastenteufel schnellten wir hinter dem Faß hervor.

Meine Faust traf den Mann, den ich mir ausgesucht hatte. Er brach bewußtlos zusammen. Ken benützte wieder sein Messer.

Er tötete seinen Gegner.

Wir warfen beide Soldaten in das Faß, holten Myrna und setzten die

Flucht fort. Myrna Grey hielt mit uns Schritt, obwohl es ihr nicht leicht fiel.

Wenn sie sich unbeobachtet fühlte, sah ich, wie sich ihre Miene schmerzlich verzog, aber sie biß die Zähne zusammen und hielt durch. Ein tapferes, wunderbares Mädchen!

Schreie gellten uns mit einemmal entgegen. Ketten rasselten.

Wir hörten das Pfeifen einer Lederpeitsche.

»Du greifst mich nicht noch einmal an, du Hund!« brüllte ein Folterknecht, und wir hörten, wie er wieder auf den Delinquenten einschlug.

Die Schreie des Mannes verstummten schließlich. Eine Tür wurde aufgestoßen, und dann starrten wir einander in die Augen — der Folterknecht und ich!

***

Zum Glück war Ken Ketton mit Myrna um die Ecke des Ganges verschwunden. Der kraftstrotzende Kerl sah nur mich, und er mißtraute mir, obwohl ich Soldatenkleidung trug.

Hatte ich trotz meiner altmodischen Aufmachung etwas Futuristisches an mir? War es der Haarschnitt? Zum zweitenmal begegnete ich schon diesem Mißtrauen. Der Folterknecht warf die schwere Kerkertür zu, schob den eisernen Riegel vor und rollte seine Peitsche zusammen.

Seine Augen verengten sich. »Was hast du hier unten zu suchen?«

»Ich wüßte nicht, was dich das angeht!« gab ich schroff zurück.

»Denkst du, weil du ein Soldat des Counts bist, darfst du dir einen solchen Ton erlauben?«

»Ich antworte so, wie man mich anspricht«, erwiderte ich und hoffte, daß Ken Ketton und das Mädchen sich inzwischen weiter absetzten. Außerdem hoffte ich, daß sich zu diesem einen Folterknecht nicht noch ein zweiter gesellte.

»Hier unten habt ihr nichts verloren«, knurrte der Scherge.

»Hüte deine Zunge, sonst melde ich dich dem Count! Du weißt, was dir dann blüht!« warnte ich ihn.

Er grinste. »Na was denn? Denkst du, er hat Gewalt über einen Mann, der für Stockard Ross arbeitet?«

»Ich würde es an deiner Stelle nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen.«

»Bursche, du gefällst mir nicht.«

»Ich finde dich auch nicht gerade besonders attraktiv.«

»Irgend etwas stimmt nicht mit dir.«

Er kam näher, und er spielte mit seiner Peitsche. Da er ungemein kräftig war, hatte ich wohl nur dann eine Chance, wenn ich ihn rechtzeitig — das heißt überraschend attackierte.

»Ich schlage vor, du begleitest mich zu Stockard Ross«, sagte der Scherge.

»In Ordnung«, ging ich auf seinen Vorschlag ein. »Aber ich sage dir, der Hexenjäger wird dir die Ohren langziehen.«

»Das werde ich aushalten«, erwiderte der Folterknecht und grinste.

Und mitten hinein in dieses Grinsen pflanzte ich meine Faust.

Er stöhnte auf und fiel gegen die Wand. Die Peitsche entfiel ihm. Er war benommen. Ich setzte nach, damit er sich nicht erholte.

Blindwütig schlug er zurück, doch seine Schläge trafen mich entweder nicht, oder sie streiften mich nur. Ich trommelte ihm die Luft aus dem Brustkorb. Er sackte zu Boden.

Ich holte mir seine Peitsche und schlang sie ihm um den Hals.

Er versuchte freizukommen, doch ich wand ihm das Leder immer noch einmal herum.

Als der Mann ohnmächtig war, nahm ich die Peitsche ab, denn ich wollte ihn nicht umbringen. Atemlos lief ich weiter und stieß auf Ken Ketton und Myrna Grey.

Wir liefen eine Treppe hinauf. Niemand begegnete uns. Wir schlugen jenen Weg ein, den wir gekommen waren. Als wir uns in dem finsteren Raum mit der langen Tafel und den vielen Tischen befanden, lief ich voraus, um die Lage zu prüfen.

Ich eilte zum Balkon und warf einen Blick nach unten. Soeben bog die Patrouille um die Ecke. Ich winkte Ken und das Mädchen zu mir. »Die Luft ist rein«, sagte ich.

»Warum tust du das alles für uns, Tony Ballard?« fragte Myrna.

Ich glaube, es lag Bewunderung in ihrer Stimme.

»Erstens, weil ich Kens Freund bin, und weil mir Freundschaft sehr viel bedeutete, und zweitens, weil ich Unrecht nicht vertragen kann. Und es gibt kein größeres Unrecht, als Menschen zu quälen und zu töten.«

»Du bist ein beachtenswerter Mann.«

Ich grinste. »Bitte keine Ovationen. Ich kenne meine Qualitäten.«

Ken Ketton kletterte als erster über die Balkonbrüstung. So gut es ging, halfen wir dem Mädchen. Unten angelangt, blickten wir uns aufmerksam um.

»Bisher ging die Sache verhältnismäßig glatt ab«, sagte ich.

»Hoffentlich kommt das dicke Ende nicht erst noch.«

Ken wandte sich an das Mädchen. Er beschrieb ihr, wo unsere Seile an der Mauer herabhingen, und er schärfte ihr ein:

»Sollten wir entdeckt und aufgehalten werden, versuchst du, die Seile zu erreichen. Du überkletterst die Mauer, ohne auf uns zu warten, hast du verstanden? Du nimmst dir eines unserer Pferde und reitest wie der Teufel los.«

»Was wird dann aber aus euch?« fragte Myrna.

»Mach dir um uns keine Sorgen. Wir schlagen uns schon irgendwie durch. Wichtig ist nur, daß du dich in Sicherheit bringst. Du hältst dein Pferd erst an, wenn du in unserem Lager bist. Versprichst du mir das?«

Myrna nickte, und Ken wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte.

»Weiter!« sagte er, und wir entfernten uns vom Gefängnis.

Ich bildete das Schlußlicht. Immer wieder warf ich einen Kontrollblick zurück, damit wir keine unliebsame Überraschung erlebten. Wir erreichten die Mauer, und Ken Ketton meinte, daß wir es nun schon so gut wie geschafft hätten.

Aber er sollte sich irren…

***

Pacar erreichte den großen Balkon als erster. In steinernen Gefäßen wuchsen exotische Pflanzne, die sich Blythe Gilford, die Frau des Counts, von weither bringen ließ.

Der Vampir ging dahinter in Deckung. Sein finsterer Blick war auf eine Tür gerichtet, durch deren Glas das Licht einer Öllampe fiel.

Dort befand sich sein Opfer: Blythe Gilford. Mit ihrer Hilfe würde er Gewalt über den Count bekommen und in diesem Palast Einzug halten. Der neue Herr würde schon bald Pacar heißen.

Vampire würden die Geschicke des Volkes von nun an lenken.

Das Land würde unter dem grausamen Vampir-Terror ächzen, und Pacars Wort würde von nun an Gesetz sein.

Nur zwei seiner Diener begleiteten ihn. Die anderen hatte er ausgesandt. Sie sollten Tony Ballard suchen, denn Yoras Befehl bestand nach wie vor und mußte ausgeführt werden.

Die beiden Diener huschten zu Pacar hinter die Steinkrüge.

»Lockt sie heraus!« verlangte er und leckte sich hungrig die Lippen.

»Dürfen auch wir von ihren Blut trinken, Meister?« fragten die Diener.

»Erst, wenn ich satt bin.«

Sie nickten ergeben.

»Geht!« zischte der Obervampir scharf, und seine Diener eilten davon.

Sie starrten durch das Glas und sahen Blythe Gilford, die vor einem Spiegel saß und ihr blondes Haar unermüdlich bürstete.

Sie war sehr eitel. Ihre Schönheit ging ihr über alles.

Vielleicht pflegte sie sich auch deshalb so sehr, weil sie wußte, daß Michael Gilford nur eine schöne Frau lieben konnte.

Manchmal, wenn sie allein war, fragte sie sich, was aus ihr werden würde, wenn sie nicht mehr schön war.

Etwas kratzte an der Balkontür. Ein Tier? Blythe zuckte erschrocken zusammen.

Drohte ihr Gefahr? Sollte sie die Wache rufen, die vor der Tür ihres Gemachs stand? Es war kaum vorstellbar, daß jemand sich an ihr zu vergreifen wagte. Schließlich war sie die Frau des Counts, und jedermann fürchtete Count Gilford.

Dieses gespenstische Kratzen wiederholte sich. Blythe legte die Bürste beiseite und erhob sich. Unschlüssig stand sie da. Befand sich jemand draußen auf dem Balkon, der eingelassen werden wollte?

Ein Verehrer?

Entschlossen begab sich Blythe Gilford zur Zimmertür und öffnete sie. Der Mann mit der Lanze, der davor stand, nahm Haltung an.

»Wache! Sehen Sie nach, ob jemand auf dem Balkon ist!«

befahl sie.

Der Mann gehorchte. Mit seiner Lanze eilte er durch das Gemach und öffnete die Balkontür. Entschlossen trat er in die schwarze Nacht hinaus. Pacar und seine Diener hatte sich zurückgezogen und gut verborgen.

Die Wache sah sich gewissenhaft um, kehrte zu Blythe Gilford zurück und berichtete, auf dem Balkon wäre alles in Ordnung.

»Ist gut«, sagt Blythe und nickte zufrieden. »Sie können gehen!«

Der Mann bezog wieder Posten vor der Gemachtür. Blythe trat auf den Balkon hinaus und lächelte. Du bist dumm, sagte sie sich. Wovor hast du Angst? Niemand wagt es, dir etwas anzutun.

Sie ging ein paar Schritte. Michael hatte angekündigt, zu ihr zu kommen, doch seine Geschäfte hielten ihn davon ab. Seine Umarmungen waren niemals zärtlich, sondern von animalischer Wildheit. Er tat ihr oft weh, doch sie sagte nichts. So war Michael nun einmal.

Abermals erschreckte ein Geräusch sie. Mit einem jähen Ruck fuhr sie herum und erblickte einen blassen, schlanken Mann. Er war schwarz gekleidet und verschmolz beinahe mit der Dunkelheit.

Ein gutaussehender Mann war es, aber in seinen Augen loderte das Feuer einer tödlichen Gefahr…

***

»Halt!« Die schneidende Stimme ließ uns alle drei für einen Augenblick erstarren.

Drei Soldaten tauchten vor uns auf. Ken Ketton versetzte seiner Freundin einen sanften Stoß. »Lauf, Myrna! Lauf um dein Leben!«

Sie hatte es versprochen, und obwohl es ihr widerstrebte, uns allein zu lassen, hielt sie sich daran. Während sie sich aus dem Staub machte, stellten wir uns unseren Gegnern.

Zwei von ihnen zogen ihre Pistolen. Ich schlug mit der Peitsche zu und hieb einem der beiden die Waffe aus der Hand. Ken schleuderte sein Messer, und der andere Soldat brach zusammen.

Mit lauten Rufen holten unsere Gegner Hilfe herbei und versuchten uns dingfest zu machen. Wir wehrten uns verbissen.

Die Verstärkung traf ein. Es wurde für Ken Ketton und mich immer schwieriger, uns zu verteidigen. Vor allem Ken trug das Handikap der verletzten Schulter. Ich drängte ihn zurück.

»Zu den Seilen, Ken! Schnell«

Es gelang ihm, die Seile zu erreichen. Schüsse krachten, als er an der Mauer hochkletterte, doch die Kugeln verfehlten ihn, und ich legte mein Herz an die Fäuste und kämpfte, kämpfte, kämpfte bis zum Umfallen.

Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Die Übermacht war zu groß. Ich konnte die vielen Soldaten nicht lange auf Distanz halten. Wie Raubtiere fielen sie über mich her.

Myrna Grey und Ken Ketton schafften es, ich nicht. Mich rissen die Soldaten nieder und hieben so lange auf mich ein, bis mein Widerstand gebrochen war. Die ersten Schläge schmerzten, aber als ich dann einer Ohnmacht nahe war, spürte ich nichts mehr.

Die Soldaten hätten mich töten können, taten es aber nicht.

Dennoch glaubte ich jetzt schon zu wissen, welches Urteil mich erwartete. Große Aufregung herrschte zwischen den Gebäuden.

Immer mehr Soldaten umringten mich. Einige waren irritiert, weil ich genauso wie sie gekleidet war. »Was hat er getan?«

wollten sie wissen.

»Er hat einer Hexe zur Flucht verholfen!«

»Darauf steht der Tod!«

»Bringt ihn zu Count Gilford!«

Sie schleppten mich ab. Mir rann das Blut aus Mund und Nase, aber an diesen Anblick war man hier gewöhnt.

Der Count ging vor mir auf und ab. Ich fühle mich elend.

Vielleicht wäre ich zusammengesackt, wenn man mich nicht festgehalten hätte. Aus beinahe zugeschwollenen Augen sah ich Count Gilford an.

»Wie kommst du zu diesen Kleidern? Du stehst nicht in meinen Diensten!« fragte Michael Gilford scharf.

Ich schwieg.

»Wen hast du befreit?«

Ich antwortete nicht.

»Wie heißt du?«

»Tony Ballard«, sagte ich.

Der Folterknecht, den ich mit der eigenen Peitsche fertiggemacht hatte, erschien. »Sir, Myrna Grey ist geflohen!«

Der vierschrötige Kerl starrte mich haßerfüllt an.

»Dann war dein Komplize Ken Ketton!« sagte Count Gilford zu mir. »Du bist ein Gesetzloser, Tony Ballard!«

Ich preßte die Kiefer zusammen und schwierig. Der Count trat ganz knapp vor mich hin. Er funkelte mich mit seinen Augen an.

»Das wird dich teuer zu stehen kommen!« sagte er. »Du wirst für das büßen, was du getan hast!« Er trat zurück. »Schafft ihn fort! In den Kerker mit ihm! Ich werde mich morgen mit ihm befassen!«

Sie fesselten mir die Hände und übergaben mich dem Folterknecht, dessen Name Endo war. Er führte mich grausam grinsend ab. »Ich habe ein wunderschönes Quartier für dich, Tony Ballard. Es wird dir gefallen. Du wirst nicht einsam sein. Ratten werden dir Gesellchaft leisten.«

Daß ich noch mal in das Gefängnisgebäude zurückkehren würde, hatte ich nicht gedacht. Jedenfalls nicht auf diese Weise.

Endo riß mich vorwärts. Ich wankte. Wenn ich nicht schnell genug ging, schlug er mit der Peitsche auf mich ein.

Jeder Schlag schmerzte wie der Biß einer Schlange. Verdammt, ich hatte mir zuviel zugemutet. Mein einziger Trost war, daß Myrna Grey und Ken Ketton die Flucht gelungen war.

Ein schwacher Trost. Ob er mir auch noch helfen würde, wenn ich unter der Galgenschlinge stand? Oder welche andere Todesart würde der grausame Count über mich verhängen?

Endo stieß mich in eine Zelle. Ich fiel. Hart landete ich auf dem Boden. Der Folterknecht setzte mir das Knie auf die Brust. Ich dachte, er wollte mich erdrücken.

Seine Finger krabbelten mich nach Habseligkeiten ab. Er fand den Colt Diamondback und den magischen Flammenwerfer. Als er mir das Hemd aufriß, sah er die handtellergroße, milchig-silbrige Scheibe meines Dämonendiskus. Auch ihn nahm er mir ab.

Und natürlich gefiel ihm auch mein magischer Ring. Hölle und Teufel, als der Scherge mir den Ring vom Finger zog, fühlte ich mich buchstäblich nackt.

Ich dachte an Yora, an Frank Esslin und an Stockard Ross. Ich hatte keine Waffe mehr, mit der ich mich verteidigen konnte, wenn sie mir nach dem Leben trachteten.

Endo hängte sich lachend den Dämonendiskus um den Hals.

»Ein schönes Stück. Woher hast du es?«

»Es ist ein Geschenk«, antwortete ich.

»Du brauchst es nicht mehr. Du brauchst überhaupt nichts mehr, denn du wirst bald nicht mehr leben.«

Das war leider zu befürchten. Ich saß gewaltig in der Klemme.

Und verantwortlich dafür machte ich Yora und Frank Esslin, denn wenn die beiden nicht in die Vergangenheit geflohen wären, wäre ich hier nie gelandet.

Pacar gierte nach dem Blut der schönen jungen Frau. Er setzte sich in Bewegung, kam langsam auf Blythe Gilford zu. Ihr schnürte die Angst

die Kehle zu. Sie wollte die Wache rufen, doch kein Laut kam über ihre Lippen.

Sie fühlte, daß ihr der Tod drohte, doch Pacar hatte eine Ausstrahlung, die sie mehr und mehr in ihren Bann zog. Die Angst ebbte ab. Blythe atmete nicht mehr so heftig.

Eine Art Todessehnsucht breitete sich in ihr aus. Seltsam, obwohl sie immer an ihrem Leben gehangen hatte, machte ihr diese tödliche Begegnung auf einmal nichts mehr aus.

Von hinten schlichen Pacars Diener heran. Sie wollten Blythe ergreifen und festhalten, doch eine herrische Handbewegung ihres Meisters ließ sie zurückweichen.

Es war nicht nötig, Blythe Gilford festzuhalten. Sie ergab sich freiwillig in ihr unvermeidliches Schicksal. Sie sah ihren Tod in Pacars Augen, die sie hypnotisch bannten.

Etwas sagte ihr, daß sie zwar sterben, aber dennoch weiterleben würde. Ein anderes Leben erwartete sie nach dem Tod. Ein Leben, wie es dieser unheimliche Fremde führte.

Als die Furcht völlig abgeklungen war, fragte Blythe leise:

»Wer bist du?«

»Ich bin Pacar, dein Meister.«

Sein Blick zwang Blythe auf die Knie. Als er sich über sie beugte, neigte sie den Kopf zur Seite, und sie hielt ganz still…

***

Endo lachte höhnisch. Deutlich waren noch die roten Striemen an seinem Hals zu sehen. Dafür würde ich extra büßen müssen.

Er verließ die Zelle und warf die Tür zu.

Nachdem er den Riegel vorgegrammt hatte, entfernte er sich mit schweren Schritten. Ich war allein. Übler Gestank stieg mir in die Nase. Die Wände schienen mir den Schweiß der Gequälten entgegenzuatmen.

Wie viele unglückliche Menschen mochten schon hier drinnen gelegen haben? Nun war die Reihe an mir. Stille umfing mich.

Ich drehte mich auf den Rücken und konzentrierte mich auf meinen Körper.

Die Soldaten und Endo hatten es mir tüchtig gegeben. Und das war erst der Anfang von dem, was noch auf mich zukommen würde, davon war ich überzeugt. Leicht würde es mir Count Gilford nicht machen, denn ich hatte ihm mit Myrna einen Trumpf aus der Hand genommen.

Der Anführer der Vogelfreien hatte Soldaten getötet. Ich war dabei gewesen, als es passierte. Bestimmt würde man mir die Morde anhängen. Meine Situation war nicht rosig. So schnell kann sich das Blatt wenden. Auf einmal war ich der große Verlierer. Stockard Ross konnte mich wie eine lästige Laus zerquetschen. Ich hatte nicht die

Möglichkeit, ihn daran zu hindern.

Stroh bedeckte dem Boden. Es raschelte darunter, und dann krabbelte mir etwas mit kleinen Beinen über den Bauch. Die erste Ratte! Hatten die Tiere Hunger? Was würde passieren, wenn ich einschlief? Ich setzte mich ruckartig auf. Das Tier nahm fiepend Reißaus und verschwand im Stroh. Ich hätte mich auch gern so darunter verkrochen, daß Endo mich nicht mehr fand.

Ächzend drehte ich mich zur Seite und lehnte mich an die kalte Wand. Ich hatte viel Zeit, über meine Lage nachzudenken.

Unzählige Varianten spielte ich durch. Immer wieder stellte ich mir vor, was morgen auf mich zukommen würde.

Was wirklich mit mir geschehen würde, konnte ich natürlich nicht wissen. Das würde Count Gilford anordnen. Mit Sicherheit stand nur eines fest: Es würde nichts Erfreuliches sein.

Ich hob meine gefesselten Hände und begann an den Knoten zu nagen. Nach etwa zehn Minuten war ich die Fesseln los. Das Blut kribbelte in meinen Fingern.

Ich bewegte sie wie ein Pianist vor dem Konzert. Vorsichtig erhob ich mich, schlich langsam zur Tür und lauschte. Weder Endo noch sonst jemand schien in der Nähe zu sein.

Vielleicht schaffte ich es, auszubrechen. Endo hatte zwar gründlich meine Taschen geleert, aber ich trug noch den breiten Lederriemen, der diagonal über meine Brust lief und mit einer großen Schnalle versehen war.

Die Schnalle besaß einen langen Dorn, der sich möglicherweise zu einem Ausbruchswerkzeug umfunktionieren ließ. Rasch nahm ich den Gürtel ab, öffnete ihn und tastete die dicken Türbohlen ab.

Es gab keine Schlösser an den Zellentüren, das wußte ich. Nur eiserne Riegel. Wenn es mir gelang, den Dorn der Gürtelschnalle zwischen den bohlenritzen hindurchzuschieben, schaffte ich es vielleicht, den Riegel mit viel Geduld zur Seite zu kitzeln.

Ich machte mich sofort an die Arbeit. Die Bohlenritzen waren nicht breit genug. Das hieß, ich mußte eine von ihnen erst mal vergrößern. Mit der scharfen Schnallen kante begann ich zu schaben.

Holzspäne fielen zu Boden. Ich arbeitete mit zäher Verbissenheit. Es war meine einzige Chance. Wenn es mir in dieser Nacht nicht gelang, freizukommen, würde ich es wohl nie mehr schaffen, denn morgen legte garantiert Stockard Ross mit seiner Folter los.

Ein Verdacht, daß ich ein Hexer war, ließ sich von Count Gilford schnell konstruieren. Er brauchte nur zu behaupten, niemand sonst als ein Hexer könne ein Interesse daran haben, daß eine Hexe freikam.

Und schon gab es einen Vorwand, mich dem Hexenjäger zu übergeben.

Verrückt — Tony Ballard, ein Hexer.

Seit Jahren kämpfte ich gegen die Mächte der Finsternis, und nun bezichtigte man mich vielleicht schon bald der Hexerei, der Umtriebe mit dem Bösen. Ausgerechnet mir mußte das passieren.

Endlich war die Ritze zwischen den Bohlen groß genug. Ich schob den Gürteldorn durch und erlebte eine herbe Enttäuschung. Der Dorn war nicht lang genug. Ich erreichte damit den eisernen Riegel nicht.

Ist es ein Wunder, daß ich vor Wut einen Fluch zwischen den Zähnen zerbiß? Ich lehnte mich an die Tür und dachte fieberhaft nach. Es mußte mir gelingen, aus diesem Kerker zu fliehen.

Ich mußte mir selbst helfen, denn niemand sonst würde sich für mich verwenden. Möglicherweise überlegte sich Ken Ketton, was er für mich tun konnte. Aber ich wollte nicht warten, bis ihm etwas einfiel, denn es bestand immerhin die Möglichkeit, daß ihm keine Idee kam.

Da!

Ein Geräusch!

Deutlich vernahm ich es. Durch die Tür drang es an mein Ohr.

Jemand schob den Riegel zur Seite. War es Endo, der mich nicht schlafen lassen wollte? Kam er, um mir wieder mit seiner verdammten Peitsche zuzusetzen?

Hatte er die Absicht, zu jeder Stunde zu erscheinen und mich weichzuschlagen? Ich sprang in den toten Winkel der Tür und nahm meinen Gürtel in beide Hände.

Ich war zwar geschwächt, aber ich hoffte, daß mein Selbsterhaltungstrieb Kraftreserven mobilisierte, sobald ich Endo vor mir hatte. Der Riegel stieß knirschend gegen die Steinmauer.

Nun mußte sich die schwere Tür gleich öffnen. Sobald der vierschrötige Henkersknecht eingetreten war, wollte ich mich auf ihn stürzen. Ich stemmte bereits den rechten Fuß gegen die Wand, um mich davon abstoßen zu können.

Mein Herz schlug hoch oben im Hals, und dicke Schweißperlen bedeckten meine Stirn. Meine Zukunft, mein Leben hingen von dieser Attacke ab. Erfolg oder Mißerfolg? Was würde die nächste Sekunde bringen?

Die Tür öffnete sich — aber nicht so, wie Endo sie aufgemacht hätte. Er hätte ihr einen derben Stoß versetzt, und sie wäre hart an die Wand geknallt. Das war seine Art, Türen zu öffnen.

Im Augenblick schwang die Tür aber ganz langsam auf. Wer war der Besucher, wenn nicht Endo? Die Tür wurde geöffnet, als sollte es niemand merken. Heimlich und leise geschah es.

War Ken Ketton zurückgekehrt, um mich rauszuholen? Ich wartete mit bis zum Zerreißen angespannten Nerven. Der Gürtel war genauso zwischen meinen Händen gespannt.

Mit ihm wollte ich mich verteidigen, falls es nötig sein sollte.

Endlich berührte die Tür die Wand. Niemand trat ein. Die Unruhe

machte mich furchtbar kribbelig.
Die Spannung war kaum noch zu ertragen.
»He! Pst! Tony Ballard!« flüsterte jemand. Es hörte sich nach einem Mädchen an.
Ich trat aus dem toten Winkel. Meine Augen weiteten sich verwundert, denn ich hatte ein bildschönes fremdes Mädchen vor mir…
Pacar ließ von Blythe Gilford ab. Er hatte genug Blut getrunken, den Rest sollten seine beiden Diener haben. Gierig stürzten sie sich auf die junge Frau, als der Obervampir zurücktrat.
Bis auf den letzten Tropfen saugten sie das Opfer aus. Bleich lag Blythe auf dem Boden. Pacar grinste zufrieden. An seinen Eckzähnen hingen noch Blutstropfen.
Die Frau des Counts war tot. Als Untote würde sie weiterleben, mit einer unbändigen Gier nach Menschenblut behaftet. Von nun an würde sie sich nur noch davon ernähren, und sie würde für ihren Gemahl eine tödliche Gefahr sein, ohne daß dieser es bemerkte.
Bald würde auch Count Gilford dem Kreis der Blutsauger angehören, und Pacar würde sein Meister sein, dem er gehorchen mußte. Dann war der Count nur noch Befehlsempfänger, während der wahre Herrscher Pacar hieß.
»Nun gehört sie zu uns«, sagte der Obervampir.
»Was soll mit ihr geschehen?« fragte einer der beiden Diener.
»Soll sie hier liegen bleiben?«
Pacar schüttelte den Kopf. »Tragt sie hinein. Legt sie in ihr Bett. Sie wird bald erwachen.«
Seine Diener schoben ihre Hände unter den schlaffen Körper der Frau und hoben ihn hoch. Sie verschwanden mit Blythe Gilford in deren Gemach. Pacar hatte eine Zündschnur in Brand gesetzt.
Mehr brauchte er nicht mehr zu tun. Alles weitere würde sich von selbst erledigen. Der Lauf der Dinge ließ sich nicht mehr aufhalten.
Seine Vampir-Diener kehrten zurück. Bald würde das Unheil durch dieses Haus kriechen und sich mehr und mehr ausbreiten…
»Ken Ketton!« knurrte Michael Gilford und kniff grimmig die Augen zusammen. »Er hat es gewagt, bis in unseren Kerker vorzudringen und mit seinem Komplizen Tony Ballard die Hexe Myrna Grey zu befreien! Das wäre Ketton niemals gelungen, wenn er nicht mit dem Teufel im Bunde gewesen wäre. Der Satan hat ihm geholfen, das Mädchen zu befreien. Aber Ketton darf sich nicht zu früh freuen. Wir werden uns die Hexe wiederholen! Und diesmal werden wir uns auch Ketton schnappen!«
Zwei seiner Getreuen befanden sich beim Count.
»Gnadenlos werden wir die Gesetzlosen von nun an jagen, und ich werde mich von dieser Jagd nicht mehr ausschließen!« sagte Gilford.

»Es dürfen von nun an keine Gefangenen mehr gemacht werden. Alle Vogelfreien sollen an Ort und Stelle sterben. Von dieser Anweisung sind nur zwei Personen ausgenommen: Ken Ketton und Myrna Grey. Alle anderen werden rücksichtslos niedergemacht. Es zahlt sich nicht aus, sie erst hierher zu schleppen und dann aufzuhängen. Das sind diese Bastarde nicht wert.«

Der Count schlug mit der Faust wütend auf den Tisch. Es war ein krachender Punkt, den er hinter seine flammende Rede setzte. Seine Getreuen zogen sich zurück.

Gilford trat ans Fenster. Starr war seine Miene, als er in die Ferne blickte — dorthin, wo sich die endlos scheinende Weite des Waldes erstreckte. »Diesmal hast du mich zu frech herausgefordert, Ken Ketton! Das lasse ich mir nicht gefallen. Mein Zorn wird dich wie ein Blitzschlag fällen!«

Er ballte die Hände zu Fäusten, und ihm kam die Idee, eine hohe Summe auf Ken Kettons Kopf auszusetzen. Dieser Versuchung würden nicht einmal die Freunde Kettons widerstehen können.

Natürlich würde er demjenigen, der ihm Ketton ans Messer lieferte, Straffreiheit garantieren. Daß er sich später an dieses Versprechen nicht mehr erinnern würde, war eine andere Sache.

Das brachte einen toten Gesetzlosen mehr und ersparte es ihm, das ausgesetzte Kopfgeld zu bezahlen. Der Count grinste wohlgefällig. Eine gute Idee war das. Sie gefiel ihm sehr.

Beinahe vergnügt erinnerte er sich an Blythe, die er noch besuchen wollte. Sie konnte stolz auf ihren schlauen Gemahl sein. Wieder einmal fühlte sich der Count allen überlegen. Er genoß dieses herrliche Gefühl der unumschränkten Macht, die er niemals aus der Hand geben würde.

Er ahnte nicht, daß diesbezüglich schon die Weichen gestellt worden waren.

***

Sie trug ein schwarzes Kleid, hatte eine sylphidenhafte Figur und lächelte mich an. In meinen Augen war sie eine wunderbare Fee, die mir der Himmel geschickt hatte, um mich zu befreien.

Sie sagte, sie wäre die Tochter eines Soldaten, habe von meinem Schicksal erfahren und wolle mir zur Flucht verhelfen.

»Warum tust du das?« fragte ich sie verwirrt. »Du setzt damit dein Leben aufs Spiel.«

»Ich weiß«, erwiderte sie leise.

»Trotzdem setzt du dich dieser Gefahr aus?«

»Dein Mut hat mich beeindruckt, Tony Ballard. Ich möchte nicht, daß du stirbst.« Sie winkte mir mit ihrer schlanken, zierlichen Hand. »Komm, es ist keine Zeit zu verlieren!«

»Da hast du allerdings recht.«

Sie trat zurück. Ich verließ meine Zelle. Ein Wunder rettete mir das Leben. Ich konnte es noch nicht richtig fassen. Die Freiheit, auf die ich kaum noch zu hoffen wagte, winkte mir auf einmal.

Ich brauchte nur zuzugreifen, und bei Gott, das wollte ich tun.

Endo besaß alle meine Waffen. Ich wußte nicht, ob ich sie mir wiederholen konnte. Das war im Moment nicht so wichtig.

Zuerst mußte ich sehen, daß ich weiterlebte. Alles andere würde sich später finden. Als ich aus der Zelle trat, wandte ich mich nach links, denn ich glaubte den Weg in die Freiheit zu kennen.

Aber das Mädchen kannte einen besseren. Sie sagte, er führe durch das Verlies. Eine Geheimtür würde es dort unten geben, die nicht einmal alle Soldaten kannten.

Nun, sie mußte es ja wissen. Ihre Ortskenntnis mußte besser sein als meine. Vertrauensvoll folgte ich ihr. Wir ließen einen dämmerigen Gang hinter uns, schlichen über eine düstere Treppe hinunter, und das fremde Mädchen ermahnte mich immer wieder, leise zu sein.

Das wäre nicht nötig gewesen, denn ich wußte nur zu genau, was für uns beide auf dem Spiel stand. Ich war sehr interessiert daran, mir dieses Geschenk des Himmels — die Freiheit —nicht selbst zu verderben.

Außerdem wollte ich auch meine Lebensretterin nicht gefährden. Das hatte sie nicht verdient. Ich hoffte, daß sie niemals in den Verdacht geriet, mir zur Flucht verholfen zu haben, sonst war sie verloren.

Wir erreichten das untere Ende der Treppe. Ein finsterer Gang lag vor uns.

»Wirst du zu Ken Ketton zurückkehren?« fragte mich das Mädchen flüsternd.

»Ja«, antwortete ich.

»Der Count wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die Gesetzlosen zu vernichten.«

»Das ist zu befürchten.«

»Ihr solltet Darkwood Forest verlassen.«

»Diese Entscheidung kann nicht ich treffen.«

»Hört Ken Ketton denn nicht auf dich?«

»Das kommt darauf an…« Mir kam plötzlich ein furchtbarer Verdacht. Meine Nackenhaare sträubten sich. Meine Gegner konnten die Sache raffiniert eingefädelt haben.

Vielleicht war mir dieses Mädchen auf Anweisung des Counts geschickt worden. War es möglich, daß er angeordnet hatte, man möge mir zur Flucht verhelfen? Sie arrangierten alles wunderbar für mich.

Ich kehrte zum Lager der Gesetzlosen zurück, und die Soldaten des Counts folgten mir heimlich. Sie ließen mich gewissermaßen an der

langen Leine laufen, und ich führte sie geradewegs zu meinen Freunden, die sie dann töten würden.

Okay, dachte ich. Die Freiheit, dieses wertvolle Geschenk, nehme ich dankend an, aber ich werde niemanden zu Kettons Lager führen. An der Nase herumführen, das werde ich die Soldaten des Counts, und erst wenn ich hundertprozentig sicher bin, daß ich keinen Verfolger mehr hinter mir habe, werde ich zu Ketton stoßen.

Wir erreichten eine Tür. Das Mädchen, dessen Name ich nicht kannte, blieb stehen. »Hinter dieser Tür befindet sich ein Raum«, sagte sie leise. »Man kann ihn durch eine andere Tür verlassen. Sie ist in den Boden eingelassen. Über eine Leiter erreicht man einen Stollen, und wenn du diesen entlangläufst, gelangst du in die Freiheit.«

Freiheit! Dieses Wort hatte einen wunderbaren Klang für mich

... Rettung... Keine Folter... Kein Galgen ...

»Ich kann dich nicht weiter begleiten«, sagte das Mädchen.

»Das brauchst du nicht.«

»Viel Glück, Tony Ballard.«

»Ich werde nie vergessen, was du für mich getan hast.« Ich öffnete die Tür. Fauliger Modergeruch schlug mir entgegen. In der Dunkelheit schimmerten menschliche Gebeine.

Ich vernahm hinter mir ein irres Kichern, das ich schon mal gehört hatte. Ich wollte mich umdrehen. Da erhielt ich einen Stoß, der mich weit in den schwarzen Raum hineinwarf.

Stolpernd drehte ich mich um. Aus dem schönen jungen Mädchen war eine alte Vettel geworden. Sie hatte keinen einzigen Zahn im Mund, und ihr Gesicht war von Warzen übersät.

Ich hatte Exina vor mir, die einzige wirkliche Hexe, die es in diesem Kerker gab!

Michael Gilf ord betrat das Gemach seiner Frau. Die Öllampe blakte und warf vom Count einen zitternden, unruhigen Schatten an die Wand. Das breite Baldachinbett war von düsterem Licht eingehüllt.

Auf dem Bett lag Blythe. Sie regte sich nicht. Der Count lachte verhalten. »Spiel nicht die Schlafende«, sagte er. »Ich weiß, daß du mich erwartest. Wir sind selten zusammen. Ich wette, du kannst es kaum noch erwarten, bis ich dich in meine Arme nehme.«

Er lachte wieder. Es klang selbstgefällig.

»Kein Mann kann dich so glücklich machen wie ich«, sagte er.

»Das hast du mir selbst verraten.«

Jetzt bewegte sich Blythe.

Blythe, das Schattenwesen. Blythe, die Vampirin, die den Keim des Bösen in sich trug und weitergeben wollte. Blythe, die hungrige Blutsaugerin, die wissen wollte, wie Menschenblut schmeckte!

Ihre Augen suchten das Opfer.

Michael Gilford näherte sich ihrem Bett. Auf dem Weg entledigte er

sich seiner Kleidung. Achtlos warf er alles auf den Boden. Seine Nasenflügel bebten.

Er atmete schneller. Blythe hingegen atmete nicht mehr, aber das fiel ihm nicht auf. Ein heißes Verlangen durchpulste ihn.

»Lösch das Licht, Michael«, sagte die Vampirin leise.

Er grinste. »Nanu, genierst du dich auf einmal vor mir?«

»Ich möchte, daß es dunkel ist, wenn wir uns lieben.«

Gilford tat ihr den Gefallen.

»Auch nicht schlecht«, sagte Gilford lachend. »Wir müssen einander erst ertasten. Diese Variante des Liebesspiels gefällt mir, Blythe. Wir sollten häufiger ohne Licht…«

»Komm zu mir, Michael«, verlangte die Vampirin. Die Gier ließ ihre Stimme heiser klingen.

Der Count glaubte, Blythes leidenschaftliche Erregung wäre daran schuld. Er erreichte das Bett und spürte die Hände, die ihm Blythe entgegenstreckte. Ihre zarten Finger streichelten und liebkosten ihn.

Die Hände des Schattenwesens wanderten zu seinen Schultern hoch. »Komm, Michael, komm!« sagte sie lockend und zog ihn sanft zu sich hinunter. Ihre Lippen waren kühl.

***

Als sie ihn damit berührte, rieselte es ihm kalt über den Rücken.

Sie küßte seine Wange, während sich ihm ihr biegsamer Körper entgegenwölbte. Irgend etwas war anders, das merkte er, aber der Sinnesrausch, der ihn erfaßte, gab ihm keine Gelegenheit zum Nachdenken.

Ihr Mund glitt weiter zu seinem Ohr und erreichte schließlich seinen Hals. Er spürte, wie sich ihre Lippen an seiner Haut festsaugten. Stärker, immer stärker saugte sie, bis es schon schmerzte.

Aber er war bereit, diesen süßen Schmerz zu ertragen. Als ihre dolchartigen Zähne seine Schlagader durchbohrten, zuckte er kurz zusammen. Er wollte sich erheben, doch Blythe hielt ihn fest umschlungen.

Er spürte, daß sein Blut in ihren Mund pulste, merkte, wie er matt wurde und ihm die Sinne schwanden und dachte nicht daran, sich zu wehren.

Düstere Schleier senkten sich auf sein Bewußtsein. Das Schlagen seines Herzens wurde schwächer. Sein Leben erlosch wie eine Flamme, die allen Sauerstoff verbraucht hat.

***

Exina!

Ich war der Hexe in die Falle gegangen. Wie hätte ich aber auch wissen sollen, daß das schöne Mädchen, das mich aus der Zelle holte, eine Satansbraut war. Wenn sie in der Gestalt zu mir gekommen wäre,

die sie mir jetzt kichernd präsentierte, wäre ich ihr mit Sicherheit nicht auf den Leim gegangen.

Das wußte sie. Deshalb hatte sie sich in dieses vertrauenerweckende Geschöpf verwandelt. Doch nun, hier unten in der Tiefe des einsamen Verlieses, brauchte sie sich nicht mehr zu verstellen.

Hier konnte sie ihre wahre Gestalt annehmen.

War das ihre richtige Gestalt?

Sie mußte vor mir schon andere Menschen hierher gelockt haben. Hier führte garantiert kein Weg in die Freiheit. Nur in den Tod, das bewiesen die Knochen, die auf dem Boden verstreut herumlagen.

Zu meinem Erstaunen behielt Exina auch nicht die häßliche Hexengestalt bei. Sie verwandelte sich erneut. Schlangen wuchsen aus ihrem Kopf. Ihr Gesicht verformte sich.

Ich erblickte ein großes Maul mit riesigen scharfen Zähnen.

Exina wurde zu einem reißenden Ungeheuer, das nach meinem Fleisch gierte. Deshalb hatte sie mich hierher gelockt.

Sie konnte in diesem Kerker aus und ein gehen, wie sie wollte, und sie machte Gebrauch davon. Das grauenerregende Ungeheuer, zu dem sie geworden war, fauchte mich an.

Ich wich zurück, und wieder kam ich mir nackt und hilflos ohne meine Waffen vor. Womit sollte ich mich gegen dieses Monster verteidigen? Exinas lange, dürre Finger griffen nach mir.

Ich sprang zur Seite, stieß mit dem Fuß gegen ein Gerippe, wäre beinahe gestürzt. Blitzschnell bückte ich mich und hob einen Unterschenkelknochen auf, und als Exina zubiß, stieß ich ihr den Knochen in den Rachen.

Das Bein splitterte unter dem Druck der großen Zähne auseinander. Das war eine beängstigende Demonstration für mich. Ich versuchte an Exina vorbeizukommen.

Sie fiel auf meine Finte herein. Ich tat so, als wollte ich links vorbei, schlug dann aber einen Haken und versuchte rechts mein Glück. Beinahe hätte ich es geschafft.

Aber leider nur beinahe. Exina drehte sich, als ich sie mit der Schulter zur Seite rammte. Ein harter Schlag traf meinen Rücken. Ich stöhnte auf, als ein dumpfer Schmerz über meine Wirbelsäule raste.

Der Schlag warf mich auf die Knie. Ich floh auf allen Vieren weiter, doch Exina zog mir die Beine weg, und ich fiel auf den Bauch. Ehe ich mich aufrappeln konnte, war die Bestie über mir.

Ich rollte mich auf den Rücken und sah die gefährliche Schnauze auf mich zukommen. Aus! dachte ich. Ende! Vorbei!

Ich besaß nichts, womit ich die Attacke abwehren konnte.

Meinen magischen Ring, der mir schon so oft wertvolle Dienste geleistet hatte, trug Endo, dieser verdammte Dieb. Weit riß das Scheusal sein Maul auf. Ich wälzte mich atemlos von Exina fort.

Dicht neben meiner Schulter klappten ihre Zähne hart aufeinander. Der nächste Biß würde tödlich sein, das stand für mich fest, denn ich lag an der Mauer und konnte dem Monster nicht mehr ausweichen.

In meiner Verzweiflung stieß ich beide Beine gegen die knöcherne Brust des Ungeheuers. Doch Exina wich keinen Millimeter zurück. Ihr gieriges Maul stieß erneut herab, und ich hatte keine Chance mehr.

Blythe Gilford erhob sich. Bleich und leblos lag der Count in ihrem Bett. Der Tod hatte ihn ereilt, und doch würde er weiterleben, denn er trug den Vampirkeim in sich, der sehr schnell zu reifen vermochte.

Im weißen, wallenden Nachthemd — wie ein Gespenst —verließ Blythe das Zimmer. Sie trat in die kühle Nacht hinaus.

Der Wind spielte mit ihrem goldenen Haar.

Blut klebte noch an ihren Lippen, die sich jetzt zu einem zufriedenen Lächeln öffneten.

»Meister!« flüsterte die Vampirin in die Dunkelheit. »Meister, wo bist du?«

Sie blickte sich suchend um. Aus der Finsternis schälten sich Pacar und seine beiden Vampir-Diener. Der Obervampir grinste, als er das Blut auf Blythes Lippen sah.

»Nun?«

»Ich habe das Blut meines Mannes getrunken«, sagte Blythe. »Es schmeckte köstlich. Es macht mich stark. Ich fühle mich großartig, Meister.«

Pacar nickte. »Oh ja, der Lebenssaft eines Menschen ist für uns Vampire schon eine besondere Köstlichkeit.«

»Was wird nun weiter geschehen?« wollte Blythe wissen.

»Du und dein Gemahl werdet mir dienen.«

»Das werden wir.«

»Ich brauche für mich und meine Diener eine Unterkunft.«

»Ihr bekommt jeden Raum in diesem Haus. Ihr braucht nur eure Wünsche zu äußern«, versicherte Blythe.

Pacar lächelte. »So habe ich es mir vorgestellt.« Er betrat Blythes Gemach und begab sich zu ihrem Bett. Triumph funkelte in seinen Augen, als er den Count tot vor sich liegen sah.

***

Es war geschafft, der Plan war gelungen. Es gab einen neuen Herrscher: Pacar! Und niemand hatte den Machtwechsel bemerkt.

***

Rien ne vas plus — Nichts geht mehr! Das sagt der Croupier im Spielcasino, sobald die Roulettekugel rollt. Nichts ging auch für mich mehr. Ich war verloren.

Der häßliche Schädel wurde vor meinen Augen immer größer.

Aus dem weit aufgerissenen Maul wehte mir der Todeshauch

entgegen. Mir drohte das Herz stehenzubleiben.
Da fegte ein Schatten heran. Ich wußte nicht, wer es war, sah nur, wie Exina plötzlich erstarrte. Mein Ende war aufgeschoben.
Die Hexe wurde gepackt und herumgerissen.
Hinter diesem Angriff steckte eine enorme Kraft. Exina verwandelte sich augenblicklich wieder in dieses alte zahnlose Weib mit den vielen Warzen im Gesicht.
»Den kriegst du nicht!« knurrte jemand. »Der gehört mir!«
Es war von mir die Rede. Dieser Jemand schleuderte Exina gegen die Wand, daß ich dachte, ihr mußten alle Knochen brechen. Sie heulte auf — so schrill wie eine Kreissäge.
»Laß mich!« kreischte sie. »Laß mich in Ruhe, Stockard Ross!«
Der Hexenjäger! Nie hätte ich mir träumen lassen, daß er mir das Leben retten würde.
»Ich dachte mir gleich, daß du dich an Tony Ballard vergreifen wirst!« knurrte Ross. »Bisher habe ich über dein Treiben hinweggesehen, doch diesmal werde ich dich bestrafen!«
»Das darfst du nicht!« kreischte die Hexe. »Wir sind vom gleichen Geblüt!«
»Das interessiert mich nicht!« herrschte der Hexenjäger sie an.
»Du bist in meinen Lebensbereich eingedrungen. Ich kann dich hier nicht gebrauchen.«
»Die Soldaten des Counts haben mich hierher geschleppt, das weißt du.«
»Ja, deshalb kann ich dich nicht einfach wieder auf freien Fuß setzen. Aber töten… töten kann ich dich. Dagegen hat der Count nichts einzuwenden!«
»Wenn du mich tötest, verstößt du gegen die Gesetze der Hölle.«
»Du hättest meine Kreise nicht stören dürfen, Exina!«
»Ich konnte nicht anders. Es war der Trieb, der mich zwang, mir immer wieder ein Opfer zu holen. Kannst du das denn nicht verstehen? Gerade du müßtest dafür doch Verständnis aufbringen!«
»Ich habe lange genug deinem Treiben zugesehen. Jetzt ist Schluß damit«, sagte der struppige Hexenjäger.
Sein Zorn verleitete ihn zu einer Unbeherrschtheit. Er verwandelte sich vor meinen Augen in einen gewaltigen Schakal. Die dämonische Aggression sträubte sein Fell.
Er fiel über Exina her, die erneut Monstergestalt annahm, doch der Höllenschakal ließ ihr keine Chance. Immer wieder biß er zu. Exina wehrte sich verzweifelt.
Sie versuchte ihrem Feind die riesigen Zähne in den Körper zu schlagen, doch Stockard Ross war unglaublich wendig. Exina erwischte ihn kein einziges Mal, während seine widerliche Schnauze sie niemals verfehlte.

Er ließ nichts von Exina übrig. Schaudernd erinnerte ich mich daran, von Völkern gelesen zu haben, die ihre Feinde aufaßen. Erstens brachten sie sie damit völlig zum Verschwinden, und zweitens war man der Ansicht, Kraft, Mut und Tapferkeit würden auf einen übergehen, wenn man mit seinem Feind so verfuhr.

Der Höllenschakal starrte mich durchdringend an, und für einen Moment glaubte ich, er würde nun auch über mich herfallen.

Aber dann nahm Stockard Ross wieder menschliche Gestalt an, packte mich und stellte mich auf die Beine.

»Du bist der erste Mensch, dem ich mich so gezeigt habe, wie ich wirklich aussehe, Tony Ballard«, sagte der Hexenjäger.

»Jawohl, jene, die mich einen Dämon nennen, haben recht. Ich bin ein Schwarzblütler, doch niemand kann es beweisen.«

»Du arbeitest im Schatten des Kreuzes. Wie erträgst du das?«

fragte ich ihn.

Er lachte. »Ich habe einfach sämtliche Kreuze entweiht. Dadurch verloren sie ihre bannende Wirkung, und ich kann ihren Anblick ertragen.«

»Befürchtest du nicht, daß ein Dämonenjäger eines Tages dein schändliches Spiel durchschaut?«

Er blies seine Brust auf und schlug mit der Faust darauf.

»Niemand kann Stockard Ross bezwingen. Selbst der erfahrenste Dämonenjäger kann mir nicht gefährlich werden.«

»Kommt auf die Waffen an, die er besitzt.«

»Mich kann man mit keiner Waffe vernichten!«

Jetzt nahm er den Mund aber gehörig voll. Mir fielen auf Anhieb drei Waffen ein, mit denen man ihm den Garaus machen konnte: das waren meine magische Streitaxt, die mir leider nicht zur Verfügung stand, der Dämonendiskus, den Endo mir abgenommen hatte… und das Höllenschwert, das ich jedoch nicht anfassen durfte, weil mein Wille nicht stark genug war, um es mir Untertan zu machen.

»Als ich hörte, daß man einen Neuen in den Kerker geworfen hatte, wollte ich dich sehen«, sagte Stockard Ross. »Das war dein Glück, sonst wärst du jetzt nicht mehr am Leben. Exina hätte dich gefressen.«

»Erwartest du, daß ich dir dafür danke?«

»Nein.« Der Hexenjäger lachte. »Denn wenn man es genau betrachtet, ist es gar kein Glück für dich, daß ich dir das Leben rettete. Exina hatte dir einen raschen Tod zugedacht. Bei mir sterben die Opfer langsam.«

Das Funkeln in seinen Augen widerte mich an.

»Du hast mit Ken Ketton das Mädchen befreit, das ich morgen aufs Rad flechten wollte. Das war eine großartige Leistung, aber ich bin dir deswegen böse. Es wird mir nicht schwerfallen, den Count zu überreden, dich mir zu überlassen. Ich fühle, daß mit dir irgend etwas

nicht stimmt. Du scheinst aus einem besonderen Holz geschnitzt zu sein. Das muß ich unbedingt brechen.«

»Wird es dir nicht langweilig, immer nur wehrlose Opfer zu quälen?«

»O nein, ihr Schreien und Wimmern ist Musik für meine Ohren. Ich lege bei den Folterungen zumeist selbst Hand an. Meine Helfer haben eigentlich sehr wenig zu tun. Die meiste Arbeit verrichte ich allein.«

Wenn ich wenigstens meinen magischen Ring getragen hätte…

Bei Gott, ich hätte versucht, Stockard Ross zu vernichten. Aber mit bloßen Händen war ich machtlos gegen ihn.

»Ich rate dir, Über das zu schweigen, was du hier unten gesehen hast«, sagte der Hexenjäger. »Niemand würde dir glauben. Man würde dich für verrückt halten, und ich würde dir zusätzliche Qualen auferlegen.«

Er stieß mich vor sich her. Ich mußte dorthin zurückkehren, woher ich gekommen war. Mit einem dumpfen Knall fiel die Zellentür hinter mir zu, und ich war wieder allein.

***

Sie befanden sich im Lager der Gesetzlosen. Mit freudigen Rufen waren sie von den Vogelfreien empfangen worden, und mehrere Frauen nahmen sich sogleich der erschöpften Myrna Grey an.

Sie mußte erzählen, wie es ihr ergangen war, und alle bemitleideten sie sehr.

»Eines weiß ich«, sagte Myrna mit belegter Stimme. »Lebend falle ich den Soldaten des Counts nicht noch einmal in die Hände. Da bringe ich mich lieber um.«

Hazel, grauhaarig, ein Muttertyp, schüttelte ernst den Kopf.

»Wer denkt denn jetzt an so etwas? Du bist wieder bei deinen Freunden, und niemand wird dich mehr von hier fortholen.«

»Der Count wird mit Sicherheit eine großangelegte Treibjagd auf uns veranstalten«, sagte Myrna.

»Wir werden vorsichtiger denn je sein. Gilfords Soldaten werden uns nicht erwischen«, behauptete Hazel. »Darkwood Forest erstreckt sich über eine weite Fläche, wie du weißt. Wir können unser Lager täglich verlegen. Es gibt eine Vielzahl von Verstecken. Die Soldaten des Counts werden sich totsuchen. Und unsere tapferen Männer werden ihnen einen Hinterhalt nach dem andern legen. Wer weiß, vielleicht haben wir sogar einmal das große Glück, und Count Gilford fällt uns persönlich in die Hände.«

Hazels Augen blickten hart.

»Dann hätte dieses menschenunwürdige Leben hier ein Ende«, sagte Myrna.

»Ein anderer, gerechterer Herr würde Gilfords Platz einnehmen«, sagte Hazel. »Wir wären nicht mehr länger vogelfrei, könnten nach

Hause zurückkehren. Niemand würde uns mehr verfolgen…« Sie seufzte. »Ach Myrna, wäre das herrlich.«

Ken Ketton lief vor einem der Lagerfeuer unruhig auf und ab.

Er war mit seinen Gedanken bei Tony Ballard. Hatte der Freund es auch geschafft? War Tony auch die Flucht geglückt?

Oder hat er sich für uns geopfert? fragte sich Ketton besorgt. Er schluckte trocken, denn er konnte sich vorstellen, was auf Tony Ballard alles zukam, wenn ihn die Soldaten des Counts gefangen genommen hatten.

Der Haß Count Gilfords würde ihn mit voller Wucht treffen.

Tony Ballard würde furchtbar büßen müssen. Allein bei diesem Gedanken sträubten sich schon Kettons Nackenhaare.

Er kam sich schäbig vor. Hatte er Tony Ballard nicht im Stich gelassen? Er war mit Myrna über die Mauer geklettert. Sie waren in den Sattel der Pferde gesprungen, und als von irgendwoher auf sie geschossen wurde, hatten sie die Pferde angetrieben.

Und Tony?

Ken Ketton wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. Er hoffte für den mutigen Freund, daß ihm die Flucht gelungen war. Vielleicht hatte sich Tony Ballard bis zum Wald durchgeschlagen.

Darkwood Forest war ihm fremd. Vielleicht irrte Tony Ballard jetzt im Wald umher, fand das Lager der Gesetzlosen nicht.

Dieser Gedanke veranlaßte Ketton, einen Suchtrupp zusammenzustellen.

»Wir müssen Tony Ballard finden!« sagte er aufgeregt zu seinen Leuten. »Ihr alle wißt, was dieser Mann für uns getan hat. Es ist an der Zeit, daß wir uns dafür revanchieren.«

Auf Pferden und zu Fuß durchstreiften die Gesetzlosen stundenlang den dichten Wald. Erst als der Morgen graute, kehrten sie ins Lager zurück. Ohne Tony Ballard.

Gram und Sorge gruben tiefe Furchen in Ken Kettons Gesicht, denn nun stand fest, daß Tony Ballard es nicht geschafft hatte.

***

Der Tag brach an. Delinquenten wurden aus ihren Zellen geholt.

Ich hörte sie verzweifelt schreien und um Gnade winseln. Dafür erhielten sie Peitschenschläge und wurden vorwärtsgestoßen.

Man führte sie entweder zu neuen Verhören, oder hinaus auf den Marktplatz, um sie hinzurichten. Mir kam zu Ohren, daß Stockard Ross, der grausame Dämon, an diesem Tag besonders arg wütete.

Mich ließ man vorläufig noch in Ruhe. Aber bald würde ich an die Reihe kommen, dessen konnte ich sicher sein. Todesschreie gellten vom Marktplatz herüber und ließen mich schaudern.

Ich wartete auf den Besuch des Counts. Er hatte gesagt, er würde sich heute meiner annehmen, doch er ließ sich nicht blicken. War ich ihm zu unwichtig? Gab es Wichtigeres für ihn zu erledigen? Hatte er aus irgendeinem Grund umdisponiert?

Wie auch immer, er erschien nicht. Dafür betrat Endo gemein grinsend meine Zelle, und als erstes schlug er mit seiner verfluchten Peitsche nach mir. Stolz trug er meinen magischen Ring an seinem Finger.

Verdammt, wenn er mir wenigstens den gelassen hätte, wäre ich möglicherweise mit Exina fertiggeworden, bevor Stockard Ross eingreifen konnte. Und mit Glück hätte ich eventuell sogar Ross so weit in die Defensive treiben können, daß sich mir eine Möglichkeit zur Flucht bot.

Der Ring war zwar keine Wunderwaffe, aber ich hätte Ross damit überraschen können. Tja, wenn… Aber so lief die Sache nicht. Endo besaß alle meine Waffen, ohne ihre Wirkung auf Dämonen zu kennen.

Und ich besaß nichts mehr…

»Befehl des Counts!« sagte Endo schnarrend. »Du mußt auf den Marktplatz!«

»Und was erwartet mich da?«

»Du wirst öffentlich verprügelt.«

»Warum kommt der Count nicht zu mir?«

»Er hat es sich anders überlegt. Nimm dich nicht so wichtig, Tony Ballard. Du bist nur einer von vielen. Komm. Wir wollen die Leute nicht warten lassen.«

Ich überlegte blitzschnell, ob ich ihn wieder überraschend attackieren sollte, doch ich brauchte zu keiner Entscheidung zu kommen. Sie wurde mir abgenommen, als zwei weitere Folterknechte hinter Endo eintragen.

Jetzt war klar, daß ich mich fügen mußte. Sie führten mich aus dem Kerker. Vor dem Gebäude standen Männer und Frauen. Sie trugen Büßerhemden.

Der Tod, der sie auf dem Marktplatz erwartete, würde für sie eine Erlösung sein. Beim Anblick dieser Jammergestalten krampfte sich mein Herz zusammen, denn ich wußte, daß auch ich bald so aussehen und ebenfalls ein Büßerhemd tragen würde.

Endo und die anderen Folterknechte zwangen uns, auf einen Karren zu steigen. Ein völlig entkräfteter Mann brach ächzend neben mir zusammen.

Er war in meinem Alter, aber die Qualen hatten einen Greis aus ihm gemacht. Ich half ihm auf den Karren. Er bedankte sich mit zitternder Stimme. Dann betete er laut.

Endo trieb die beiden Pferde an, die vor den Karren gespannt waren. Auf dem Marktplatz erwartete uns eine aufgewiegelte, verhetzte

Menschenmenge. Die Leute schwangen drohend die Fäuste, bespuckten uns und riefen uns wüste Verwünschungen zu.
Sie glaubten, was man ihnen gesagt hatte. Angeblich waren wir Sünder, Ketzer, Hexenmeister. Wir alle waren mit dem Bösen im Bunde, schuld an vielem Unglück, an Krankheit, Not und Tod.
Immer wieder wurde der Karren kurz angehalten und Delinquenten heruntergezerrt. Man schleppte sie zum Richtblock, zum Galgen oder zum Scheiterhaufen.
Sie wurden verhöhnt und verspottet.
Bald stand ich allein auf dem Karren. Eine Woge des Hasses und der Verachtung brandete mir entgegen. Als der Karren vor dem Pranger anhielt, wollte jemand wissen: »Was hat der getan?«
»Er verhalf einer Hexe zur Flucht!« antwortete Endo.
»Dann ist er selbst ein Hexer!«
»So ist es!« bestätigte Endo.
»Warum stellt ihr ihn nicht gleich auf den Scheiterhaufen?«
»Weil er noch nicht gebüßt hat!«
Sie zwangen mich, abzusteigen. Hiebe trafen mich. Ich taumelte.
»Weg da!« brüllte Endo. »Zurück! Laßt ihn! Es ist nicht eure Sache, ihn zu bestrafen!« Der Folterknecht stieß die Leute derb zurück. Ich mußte die Stufen zum Pranger hinaufsteigen.
Sie ketteten mich an einen Pfahl, und unter dem schadenfrohen Gejohle der Menge begannen sie, mit Stöcken auf mich einzuschlagen.
Ich weiß nicht mehr, wie viele Hiebe ich aushielt. Irgendwann verlor ich das Bewußtsein.

***

Zwei Dinge waren fast gleichzeitig passiert und hatten Tony Ballard und seinen Freund Mr. Silver gezwungen, sich zu trennen. Ursprünglich hatte Tony Ballard die Absicht gehabt, den Ex-Dämon zu begleiten.
Der Hüne mit den Silberhaaren hatte einen telepathischen Hilferuf seiner Freundin Roxane empfangen.
Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, die die Fähigkeit besaß, zwischen den Dimensionen hin und her zu pendeln, befand sich auf der Suche nach Loxagons Grab.
Loxagon war einst ein mächtiger Dämon gewesen, der erste Besitzer des Höllenschwertes. Für ihn war diese Waffe auf dem Amboß des Grauens geschmiedet worden.
Es hieß, daß derjenige den Namen des Höllenschwerts erfahren würde, der die Waffe in Loxagons Grab stieß. Und wer den Namen des Schwerts kannte, der konnte mit ihm eine fast untrennbare Einheit eingehen.
Mittlerweile hatten die Ereignisse Roxanes Aufgabe jedoch überholt.

Mr. Silver besaß das Höllenschwert nicht mehr. Mago, der Schwarzmagier, hatte es sich geholt.

Der Ex-Dämon hatte seither viele Male versucht, Roxane zurückzuholen, doch es war ihm nicht möglich gewesen, sie telepathisch zu erreichen. Und dann war dieser Hilferuf von ihr gekommen.

Tony Ballard hatte sich sofort bereit erklärt, den Ex-Dämon zu unterstützen, aber dann war die Meldung eingetroffen, daß Frank Esslin, der Söldner der Hölle, in seinem Haus in New York aufgetaucht war.

Da es ebenso wichtig war, Frank das Handwerk zu legen wie Roxane zu helfen, blieb den Freunden nichts anderes übrig, als jeder seines Weges zu gehen. Es gibt viele Jenseitswelten.

Protoc, die Welt der Pavian-Dämonen, die Prä-Welt Coor, das Niemandsland des Bösen, das Reich der grünen Schatten… und noch unzählige Welten mehr. Aber Mr. Silver wußte nicht, in welcher Dimension Roxane in Schwierigkeiten geraten war.

Seine Versuche, sie zu orten, scheiterten alle kläglich. Das machte ihn rasend, denn seine Sorge um Roxane wuchs von Stunde zu Stunde. Sie überwucherte ihn geradezu und drohte ihn zu ersticken.

Erst als ihn Roxanes zweiter Hilferuf erreichte — die Verbindung war furchtbar schlecht —, erfuhr der Hüne mit den Silberhaaren, wo sich seine Freundin befand.

Ehe er fragen konnte, welcher Art die Gefahr war, in der sich Roxane befand, riß die Verbindung schon wieder ab. Doch nun wußte der Ex-Dämon wenigstens, wohin er sich begeben mußte.

Er gelangte in eine graue, bizarre Schlammwelt. Rote Dämpfe stiegen aus dem Boden. Sie formten sich zu kriechendem Getier und griffen den Hünen an. Mr. Silver aktivierte seine Abwehrmagie.

Die roten Ungeheuer packten ihn dennoch, rissen ihn zu Boden, hüllten ihn ein und preßten sein Gesicht in den Schlamm, und sogleich sollte der Ex-Dämon die vernichtende Kraft dieses grauen Schlammes zu spüren bekommen.

Er war ein Wesen, das nicht unbedingt atmen mußte. Wenn er wollte konnte er das Atmen für lange Zeit einstellen. Es war auch nicht nötig, daß er Nahrung zu sich nahm. Er aß nur deshalb, weil es ihm schmeckte. Seine Energie bezog er jedoch aus dem Kosmos, dessen Strahlen ihn überall erreichten.

Jetzt stellte Mr. Silver die Atmung ein. Er preßte die Kiefern fest zusammen und schuf in seiner Nase eine magische Sperre.

Auf diese Weise verhinderte er, daß der Todesschlamm in seinen Körper gelangte.

Zornig stemmte er sich hoch. Die roten Dämpfe — nun zu festen Gestalten geworden — krallten sich an ihm fest. Er verwandelte seine

Hände in Silberbeile und schlug auf die grauenerregend aussehenden Gegner ein. Die tödlich getroffenen Feinde rasten zischend davon und verdampften.

Immer weniger Kreaturen griffen den Ex-Dämon an.

Schließlich wagte kein Scheusal mehr, ihn zu attackieren. Fauchend starrten sie ihn aus vielen Augen an.

Als er vorwärts ging, wichen die roten Bestien vor ihm zurück.

Der Hüne eilte an erstarrten Schlammspitzen vorbei, die wie Termitenbauten aussahen und in denen dämonisches Leben wohnte.

Doch es attackierte den Ex-Dämon nicht, und so kümmerte sich auch Mr. Silver nicht darum. Er wollte sich weder ablenken noch aufhalten lassen. Roxane befand sich in Schwierigkeiten.

Er mußte sie schnellstens finden, ihr beistehen, ihr aus der Klemme helfen. Aufgeregt hoffte er, daß er noch nicht zu spät kam. Der Schlamm wurde unter seinen Füßen granithart.

Er erreichte eine Anhöhe. Vor ihm lag eine weite Senke, die von einem grün schillernden Nebel zugedeckt war. Befand sich Roxane in diesem Nebel? War es gefährlich, in den Nebel einzutauchen?

Der Ex-Dämon legte seine Hände trichterförmig an den Mund und rief mit lauter Stimme Roxanes Namen. Die Hexe aus dem Jenseits antwortete nicht. Zweifel kamen dem Hünen.

War er hier richtig?

Er versuchte mit seiner Freundin telepathischen Kontakt aufzunehmen. Wenn er in ihrer Nähe war, mußte das doch möglich sein. Er schickte seine telepathischen Impulse in den Nebel.

Das heißt, er wollte es tun, doch die grün schillernden Schleier wehrten die Impulse ab, ließen sie nicht eindringen. Sie machten sie sichtbar. Knisternde Blitze tanzten über die Nebeloberfläche, wurden abgeleitet und erloschen.

Befand sich in diesem Nebel Loxagons Grab? Es hieß, daß das Grab immer noch prall mit Magie gefüllt war. Welches Geheimnis barg dieser grün schillernde Nebel in sich?

Der Ex-Dämon war bereit, jeder Gefahr zu trotzen. Koste es, was es wolle, er mußte Roxane finden. Über Jahrhunderte hinweg verband ihn mit ihr eine außergewöhnliche Liebe.

Er konnte und wollte sich nicht vorstellen, Roxane jemals zu verlieren. Sie war seine Jugendliebe. Die Wirrnisse der Zeiten hatten sie getrennt, aber sie hatten vor Jahren wieder zueinander gefunden.

Zum erstenmal nach langem hatten sie einander in einer Stadt im Jenseits wiedergesehen, und kurz darauf hatte sich Roxane in Tony Ballards Freundeskreis eingegliedert, aus dem sie nicht mehr wegzudenken war.

Mr. Silver verließ die Anhöhe. Entschlossen näherte er sich der Nebelwand. Sicherheitshalber verstärkte er seine Abwehrmagie, und

er ließ seinen Körper zu Silber erstarren, ohne seine Beweglichkeit zu verlieren.

Dann tat er den entscheidenden Schritt. Totenstille umfing ihn.

Er konnte kaum die Hand vor den Augen sehen. Der grün schillernde Nebel schlug sich in Tropfen auf dem Silber nieder.

Und aus diesen Tropfen wurden kleine häßliche Würmer, die dem Ex-Dämon in die Haut gedrungen wären, wenn er keine Vorkehrungen getroffen hätte. Der Hüne versuchte sich vorzustellen, wie Roxane diese tödliche Gefahr überstanden hatte.

Vermutlich hatte sie ein Blitznetz geschaffen und über sich geworfen, um darunter Schutz zu finden. Der Ex-Dämon fegte die Würmer angewidert fort. Er schob einen Magiekeil in den Nebel hinein und riß die Schwaden auf diese Weise auf.

Nun vermochte er besser zu sehen, und er hörte auch etwas —ein dumpfes, böses Grunzen!

Und er empfing einen neuen telepathischen Hilferuf. Klar und deutlich vernahm er ihn.

»Roxane!« schrie der Ex-Dämon in den Nebel hinein.

»Hier!« antwortete die Hexe. »O Silver! Endlich!«

»Roxane!«

»Ich sitze hier fest, Silver!«

Der Hüne beschleunigte sein Tempo.

»Vorsicht, Silver, du näherst dich einem Sumpf!« rief die Hexe.

Augenblicke später erreichte der ExDämon den Rand des Sumpfes. Vor sich sah er einen hellen Schein. Er spaltete mit seiner Magie den Nebel und sah nach langem Roxane wieder.

Sie hatte tatsächlich ein schützendes Blitznetz über sich geworfen. Doch ihre Energie wurde schwächer. Lange würde sie das Netz nicht mehr speisen können.

Roxane stand auf einer Art Insel. Ringsherum war Sumpf, und dieser Sumpf lebte. Grauenerregende Rüsseltiere mit langen Facettenaugen gierten nach dem Mädchen, das ihnen in die Falle gegangen war.

Roxanes Situation war kritisch, denn die kleine Insel, auf der sie stand, sank mehr und mehr in den widerlichen Sumpf ein…

***

Als ich zu mir kam, lag ich wieder im Kerker. Verdammt, es gab keine Stelle an meinem Körper, die mich nicht schmerzte.

Endo hatte sich tüchtig ausgetobt. Ich flehte den Himmel an, mir die Möglichkeit zu geben, mich dafür revanchieren zu können.

Der Tag schleppte sich dahin. Endo brachte mir etwas zu essen.

Es war ein ekelerregender Schlangenfraß. Ich verzichtete dennoch nicht auf ihn, denn ich wollte wieder zu Kräften kommen.

»Du hältst nicht viel aus, Tony Ballard«, sagte Endo verächtlich.

»Manche Hexe blieb länger bei Bewußtsein als du.«
»Entschuldige, daß ich dir den Spaß verdorben habe«, knirschte ich sarkastisch.
»Auf Anweisung des Counts werden die Strafen ab sofort verschärft. Wir werden sehen, welches Urteil er über dich fällt. Ferner sollen die Todesurteile auf Anordnung des Counts nicht mehr am Tage, sondern nachts vollstreckt werden«, erzählte mir Endo.
»Warum auf einmal nachts?« fragte ich.
Endo zuckte mit den Schultern. »Vielleicht deshalb, weil da die brennenden Scheiterhaufen besser zur Geltung kommen.«
Was für ein Teufel war dieser Count Gilford doch. Ich fragte mich, wann er zu mir kommen würde. Am Abend?
Ja, er traf ein, als es dunkel geworden war. Stockard Ross und Endo befanden sich bei ihm. Ein Triumvirat des Grauens. Mir kam der Count heute blasser als gestern vor.
Er starrte mich durchdringend an. »Wie haben dir die Prügel geschmeckt, Tony Ballard?«
»Überhaupt nicht«, antwortete Endo an meiner Stelle. »Dafür waren sie aber reichlich.« Der Folterknecht grinste schadenfroh.
»Du hast einer Hexe zur Flucht verholfen!« sagte der Count mit anklagender Stimme. »Darauf steht der Tod.«
Ich schwieg. Was hätte ich auch sagen sollen?
Er deutete mein Schweigen als Trotz, gepaart mit Stolz.
»Deinen Stolz wird Stockard Ross brechen«, prophezeite er mir.
Auf welche Weise würde es der Hexenjäger tun? Der Einfallsreichtum Stockard Ross' war bestimmt sehr groß.
Und worauf er nicht kam, das fiel Kerlen wie Endo ein. Ich haßte es, mich so hilflos in ihrer Gewalt zu befinden. Aber konnte ich daran irgend etwas ändern?
»Ich will dich wählen lassen, Tony Ballard«, sagte Count Gilford.
»Warum dieses Entgegenkommen?« fragte ich ätzend.
»Vielleicht habe ich eine gewisse Schwäche für mutige Männer.«
»Wie sieht dein Angebot aus?«
»Du kannst wählen zwischen einem schnellen und einem langsamen Tod…«
»Wenn es schon sein muß…«
Er brachte mich mit einer herrischen Handbewegung zum Schweigen und erweiterte sein Angebot: »Ein schneller Tod, ein langsamer Tod… oder die Freiheit, Tony Ballard.«
»Nun, in diesem Fall bin ich natürlich für die Freiheit«, sagte ich. »Ich nehme an, es gibt dabei einen Haken.«
»Du bekommst die Freiheit natürlich nicht geschenkt, das ist klar. Du mußt sie dir verdienen.«
»Auf welche Weise?« wollte ich wissen.

»Du begibst dich zu Ken Ketton und lockst ihn und seine Leute für uns in die Falle.«

Ich preßte meine Lippen zusammen. Sie wurden dünn wie zwei aufeinandergelegte Messerklingen.

»Nun?« fragte Count Gilford. »Wie entscheidest du dich?«

»Du kennst meine Antwort. Ken Ketton ist mein Freund.«

»Bedeutet dir diese Freundschaft mehr als dein Leben?«

»Das kannst du nicht verstehen, aber so ist es.«

»Ich werde dir morgen abend noch einmal dieselbe Frage stellen…«

»Die Mühe kannst du dir sparen. Sie wird wieder nein lauten!«

sagte ich grimmig.

»Zwischen heute abend und morgen abend kann vieles passieren. Ich bin sicher, Stockard Ross' gutes Zureden wird dich veranlassen, deine Meinung zu ändern.« Der Count lächelte kalt, und plötzlich war ich wie elektrisiert.

Vieles wurde mir auf einmal klar. Jemand hatte den Count zum Vampir gemacht. Als ich ihm gestern vorgeführt wurde, war er noch kein Blutsauger gewesen, das war sicher.

Es mußte irgendwann danach passiert sein. Deshalb diese Blässe seines Gesichts. Deshalb ließ er die Delinquenten noch grausamer bestrafen als vorher.

Deshalb hatte er angeordnet, daß die Hinrichtungen von nun an nachts stattfinden sollten. Weil er dabei sein wollte, und weil er am Tag nicht dabei sein konnte.

Großer Gott, was würde noch alles geschehen?

***

Ken Ketton plagten schwere Gewissensbisse. Tony Ballard hatte sich für ihn und Myrna Grey geopfert. Dafür würde ihn der Count umbringen.

Myrna ging es wieder etwas besser. Sie trat neben den Anführer der Gesetzlosen, der an einem Baum lehnte und in die Tiefe des nächtlichen Waldes hineinstarrte. Das schwarzhaarige Mädchen strich zärtlich über Kettons blondes Haar.

»Woran denkst du, Ken?«

»An Tony Ballard. Wir müssen etwas für ihn tun. Wir können ihn nicht einfach seinem Schicksal überlassen, als ginge er uns nichts an.«

Er hatte Kundschafter ausgesandt und erfahren, daß Tony Ballard am Pranger gestanden hatte und geprügelt worden war.

Jeden einzelnen Schlag glaubte Ken Ketton selbst zu spüren.

»Er befindet sich im Kerker«, sagte Myrna, »und die Wachen passen jetzt bestimmt besser auf, damit sich das, was ihr geschafft habt, nicht wiederholen kann.«

»Tony Ballard hat ein Recht auf unsere Hilfe.«

»Keinem von uns wird es gelingen, in den Kerker zu gelangen, Ken.«
»Wir müssen es wenigstens versuchen.«
»Es wäre Selbstmord. Damit wäre Tony Ballard nicht gedient. Ich bin sicher, daß er einen solchen Vorschlag glattweg ablehnen würde.«
Ketton blickte seine Freundin erregt an. »Was soll ich deiner Meinung nach tun? Soll ich mich weiterhin hier im Wald wie ein elender Feigling verkriechen, während sie meinen Freund die schlimmsten Qualen erleiden lassen?«
»Wenn man ihn noch einmal auf den Marktplatz bringt, könnten wir versuchen, ihn zu befreien«, sagte Myrna. »Alles andere hat keinen Zweck.«
»Und wie lange wird es dauern, bis er wieder auf den Marktplatz gefahren wird?«
»Das hängt davon ab, wie schnell der Count sich zur Vollstreckung des Todesurteils entschließt.«
»Und bis dahin peinigen sie Tony Ballard die Seele aus dem Leib. O Gott.«

***

»Wie bist du da hinübergekommen?« rief Mr. Silver.
»Der Boden war fest. Es ist eine Falle!« antwortete Roxane.
»Der Sumpf bildete sich erst, als ich diese Stelle erreichte. Und nun warten diese widerlichen Kreaturen darauf, bis die Insel untergeht.«
Gieriges Knurren und Schmatzen war zu hören. Die Rüsseltiere wiesen eine entfernte Ähnlichkeit mit Krokodilen auf. Flach lagen sie auf dem Sumpf. Er trug sie.
Mr. Silver oder Roxane wären darin unweigerlich versunken.
Der Ex-Dämon sah lange Krallen, mit Stacheln gespickte Hornschwänze, und aus den tödlichen Rüsseln schossen violette Zungen, die klatschend auf die Oberfläche des Sumpfs fielen und von den Ungeheuern dann wieder eingezogen wurden.
Hier war guter Rat teuer. Der ExDämon fragte sich, wie er verhindern konnte, daß die kleine Insel, auf der Roxane stand, weiter sank. Konnte er mit seiner Magie irgendwelchen Einfluß darauf nehmen?
Er versuchte es, schaffte es aber nicht. Wie sollte er Roxane zu sich herüberholen? Sie war nicht imstande, über den Sumpf zu laufen, und ihm war das auch nicht möglich.
Außerdem war dieser ganze verdammte Brei ständig in Bewegung. Die Rüsselmonster wollten endlich Roxane fressen.
Es gab Hunderte davon. Der ExDämon zermarterte sein Gehirn.
Er mußte sich etwas einfallen lassen, und zwar schnell, sonst konnte er nur noch zusehen, wie Roxane im Sumpf versank und von diesen gräßlichen Ungeheuern zerfetzt wurde.

Die Zeit drängte aber nicht nur deshalb. Das Licht, des Blitznetzes wurde immer fahler. Das bedeutete, daß das Netz bald auseinanderfallen würde. Dann fraß sich dieses grüne Gewürm in Roxanes Fleisch…

Eines der grauen Rüsselmonster wollte nicht mehr länger warten. Es kroch auf die Insel zu. Roxane stieß einen grellen Schrei aus, und Mr. Silver reagierte sofort.

Feuerlanzen rasten aus seinen perlmuttfarbenen Augen. Sie trafen die Kreatur. Der Feuerblick des Ex-Dämons verbrannte das Ungeheuer. Es verkohlte, wurde steif wie ein Baumstamm, blieb tot auf dem Sumpf liegen.

Das brachte den Hünen auf eine Idee. Er tötete auf die gleiche Weise ein Dutzend weiterer Rüsselmonster. Sie alle blieben auf der Oberfläche des Sumpfs liegen und bildeten eine Art verkohlte Brücke — von der kleinen Insel zu Mr. Silver herüber.

»Lauf, Roxane!« rief der Ex-Dämon. »Lauf!«

Und die Hexe aus dem Jenseits startete, von einem verkohlten Kadaver sprang sie auf den andern. Die erstarrten Leiber sanken bei Belastung kaum ein.

Von allen Seiten schossen lebende Ungeheuer heran. »Silver!«

schrie Roxane.

»Achte nicht auf sie!« rief der ExDämon. »Sieh nur genau, wohin du trittst!«

Die violette Zunge eines Rüsselmonsters wollte sich um Roxanes Fußknöchel schlingen. Der Ex-Dämon tötete die Bestie mit seinem Feuerblick.

Abermals schrie die Hexe auf. Diesmal war sie von einem Kadaver abgerutscht. Sie drohte in den Sumpf zu fallen.

Verzweifelt ruderte sie mit den Händen, um ihr Gleichgewicht wiederzuerlangen. Ein Rüsselmonster bäumte sich gierig auf und wollte die schwarzhaarige Hexe zu sich in den Sumpf reißen, doch Mr. Silver war schneller.

Sein Feuerblick zerstörte das Untier. Roxane fand die Balance wieder, sprang über die letzten Kadaver und flog dem Ex-Dämon glücklich in die Arme. Doch die Gefahr war noch nicht gebannt.

Mr. Silver ergriff die Hand seiner Freundin, und dann jagten sie durch den grün schillernden Nebel. Sie hatten ihn kaum verlassen, da war Roxanes Energie erschöpft.

Das schützende Blitznetz zerfaserte und zerfiel, aber nun konnte der Hexe aus dem Jenseits nichts mehr geschehen. Der tödliche Nebel lag hinter ihnen und folgte ihnen nicht.

Roxane war gerettet.

***

Schwere Schritte näherten sich der Tür. Ich war vor kurzem erst eingeschlafen. Nun weckten sie mich unsanft. Der Riegel knallte zur Seite, die Tür flog auf.

Endo und ein zweiter Folterknecht traten ein. »Schlafen kannst du im Jenseits, Tony Ballard!« sagte Endo, griff nach mir und riß mich hoch. Er versetzte mir einen derben Stoß.

Ich fiel gegen den anderen Folterknecht. »He, he, he!« maulte dieser. »Was fällt dir ein, mich anzugreifen?«

Er schlug mich mit der Faust.

»Du hast es gesehen!« sagte er zu Endo. »Er stürzte sich auf mich, um zu fliehen.«

Endo grinste. »Klar habe ich es gesehen. Ist er dir auch an die Kehle gegangen?«

»Doch, ja, natürlich.«

»Und das läßt du dir so einfach gefallen?«

Mich traf wieder ein Schlag, und in meinem Magen rumorte ein fürchterlicher Schmerz, der zu einem Brechreiz führte.

Abermals stieß Endo mich. Diesmal taumelte ich an dem anderen Schergen vorbei. »Vorwärts!« kommandierte Endo.

»Du wirst erwartet.«

Sie führten mich in einen Raum, in dem die verschiedensten Folterinstrumente bereitstanden. In einer steinernen, kreisrunden Feuerstelle züngelten dunkelrote Flammen.

An einem Tisch saß Stockard Ross.

»Er hat geschlafen«, sagte Endo.

Ross erhob sich. »Haben meine Helfer dich geweckt, Tony Ballard? Oh, das tut mir aber leid. Es sind Barbaren. Sie wissen nicht, was sich gehört. Wenn ich geahnt hätte, daß der Schlaf dich übermannt hat, hätte ich unsere Unterhaltung auf morgen verschoben.«

Ich wollte ihm sagen, er solle sich diesen Schmus sparen, schwieg aber, weil ich nicht wieder geschlagen werden wollte.

Ross, der Dämon, baute sich vor mir auf. Ob Endo wußte, wessen Handlanger er war? Ich fragte mich, wie er reagiert hätte, wenn sich ihm der Hexenjäger in seiner wahren Gestalt präsentiert hätte.

Wäre Endo in heller Panik geflohen? Oder hätte er sich geehrt gefühlt, der Diener eines Dämons sein zu dürfen? Ich tippte auf die Ehre. Stockard Ross musterte mich eingehend.

»Die Schläge haben dich gezeichnet, Tony Ballard.«

»Ich gebe zu, sie waren schwer verdaulich.«

»Was ich für dich vorbereitet habe, wird für dich noch viel schwerer verdaulich sein«, kündigte der Hexenjäger an. »Du weißt, welche Antwort der Count von dir hören will.«

»Er wird sie nicht kriegen.«

»Ich bin vom Gegenteil überzeugt.« Stockard Ross wies in eine Ecke

des Raumes. »Bringt ihn dort hinüber«, verlangte er von seinen Schergen.

Sie faßten mich so hart an, daß es weh tat, und schleiften mich zu der Stelle, wo der Hexenjäger mich haben wollte. Stockard Ross folgte uns ohne Eile. Wußte er, daß der Count zum Vampir geworden war?

Was für Folgen würde das haben? Wollte Count Gilford den Vampirkeim weitergeben? Würde sich der Vampirismus wie eine tödliche Seuche unter den Menschen ausbreiten?

Würde bald das ganze Gebiet unter dem grausigen Vampir-Terror stöhnen? Wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, hätte ich alles darangesetzt, um dies zu verhindern.

Doch ich konnte nichts tun, konnte mir nicht einmal selbst helfen, befand mich in den Händen dieses dämonischen Hexenjägers — und wie es aussah, würde ich ein schreckliches Ende nehmen.

Dabei war ich voll neuer Hoffnung gewesen, als dieses fremde Mädchen mich aus der Zelle holte… Ich hätte nicht mit ihr gehen, sondern die andere Richtung einschlagen sollen.

»Fesselt ihn!« befahl Stockard Ross.

Endo band mir Arme und Beine zusammen. Die Lederriemen schnitten schmerzhaft in mein Fleisch. Endo grinste. Er wußte bereits, was mir blühte, während ich noch keine Ahnung hatte.

Über mir ragte ein Haken aus der Decke. An ihm hing ein Strick.

»Die Steinkugel!« sagte Stockard Ross.

Endo eilte fort und holte sie.

»Häng sie an die Beine«, verlangte Ross.

Endo gehorchte. Indessen zog der andere Folterknecht den Strick weiter herunter und band ihn um meine gefesselten Hände. Ein geschäftiges Treiben legten die beiden an den Tag, während der Hexenjäger sich aufs Zusehen beschränkte.

Als die Vorbereitungen abgeschlossen waren, nickte Stockard Ross. »So, und nun zieht ihn hoch!«

Endo und der andere traten hinter mich. Gemeinsam ergriffen sie den Strick und zogen daran, er spannte sich, es riß mir die gefesselten Arme nach oben, ich verlor den Bodenkontakt und baumelte am eisernen Haken, eine schwere Steinkugel an meinen Beinen.

Stockard Ross lachte. Endo band den Strick an einem Eisenring fest, und nun würde ich so lange hier hängen, bis jemand den Strick durchschnitt oder den Knoten löste.

»Nun hast du Zeit, nachzudenken, Tony Ballard«, sagte der Hexenjäger. »Der Count möchte Ken Ketton haben, und du wirst deinen Freund in die Falle locken. Du kannst nicht bei deinem Nein bleiben.«

»Warum gehst du nicht zur Hölle?« keuchte ich. »Count Gilford könntest du bei der Gelegenheit gleich mitnehmen!«

»Eine Zeitlang wirst du das Hängen aushalten«, prophezeite mir der Hexenjäger. »Aber nach und nach werden sich Muskeln und Sehnen dehnen. Du weißt nicht, wie schmerzhaft das ist.«

Er hatte recht. Der Zug des steinernen Gewichts war noch zu ertragen. Aber die Zeit arbeitete für Stockard Ross. Je länger ich hier hing, um so qualvoller würde es für mich werden.

Dennoch würden sie mich nicht dazu bringen, einen Freund zu verraten.

»Kommt«, sagte Stockard Ross. »Wir lassen Tony Ballard allein, damit er ungestört in sich gehen kann.«

Endo versetzte der Steinkugel grinsend einen Tritt.

Eine Tür fiel zu, dann war es still. Nur das Prasseln des Feuers war zu hören, und das leise Ächzen des Stricks, während ich allmählich langsamer werdend, hin und her baumelte, bis ich endlich zur Ruhe kam.

Die Kugel an meinen Beinen schien von Minute zu Minute schwerer zu werden. Wie lange würde ich diese Folter aushalten?

Sollte ich es darauf ankommen lassen? Warum dieser falsche Ehrgeiz?, fragte ich mich. Was willst du dir damit beweisen?

Daß du hart im Nehmen bist? Daß du dich nicht unterkriegen läßt?

Ich versuchte mir auseinanderzusetzen, was die Folgen sein würden, wenn ich meinen Starrsinn beibehielt. Die wachsenden Schmerzen würden mich bis zur Unerträglichkeit peinigen.

Und wenn ich dann immer noch nicht klein beigab, würden feie möglicherweise eine größere Kugel herbeischleppen. Nein, ich brauchte intakte Gliedmaßen. Vielleicht bekam ich noch eine Chance, die ich nützen konnte.

Dazu mußten aber meine Gelenke in Ordnung sein, sonst lief nichts. Es hatte keinen Sinn, den Helden zu spielen. Vernünftiger war es, zum Schein auf alles einzugehen, was man von mir verlangte.

In die Falle sollte ich Ken Ketton, meinen Freund, locken.

Okay, ich tu's, dachte ich. Aber nur zum Schein. Erstmal raus aus dieser Folterkammer, aus diesem Kerker — fort von hier.

Alles weitere würde sich finden.

Nach einer Stunde war ich soweit. In meinen Sehnen und Muskeln brannte ein ständiges Spannen und Ziehen. Damit sollte endlich Schluß sein. Ich holte tief Luft und schrie nach Stockard Ross.

Aus vollen Lungen brüllte ich so lange, bis sich die Tür öffnete.

Stockard Ross erschien. Aber er war nicht allein. Ein eisiger Schock fuhr mir in die Glieder.

Der Hexenjäger war in Begleitung von Yora und Frank Esslin!

***

Frank, der Söldner der Hölle, betrachtete mich amüsiert.

»Siehst großartig aus, alter Junge«, höhnte er.

Ken Ketton hatte richtig vermutet, daß sich die beiden zu Stockard Ross begeben würden. Hier waren sie nun, und mein Schicksal stand auf des Messers Schneide.

Weder von Yora noch von Frank Esslin durfte ich mir Schonung erhoffen. Sie wollten mich sterben sehen, denn ich war ihr erbittertster Feind. Triumph funkelte in Yoras Augen.

»Ein klägliches Bild gibst du ab, Dämonenhasser.«

»Keiner sieht gut aus, wenn ich ihn in die Mache nehme«, behauptete der Hexenjäger stolz.

»Ich habe mich entschieden«, keuchte ich. »Laßt mich runter, Ross. Ich gebe auf. Ich werde tun, was der Count verlangt.«

»Du bist bereit, Ken Ketton, deinen Freund, in die Falle zu locken?«

»Ja«, sagte ich.

»So tief bist du gesunken, Tony?« spottete Frank Esslin. »So etwas hätte es bei dir früher nie gegeben. Für deine Freunde hättest du dich in Stücke reißen lassen.«

»Man wird älter«, ächzte ich. »Und klüger.«

»Die Sache mit Ketton hat sich erledigt«, sagte Ross.

Mein Herz übersprang vor Schreck einen Schlag. »Was soll das heißen? Daß ich hier hängen bleiben muß? Will der Count den Anführer der Gesetzlosen nicht mehr haben? Hat er ihn schon?«

»Er wird ihn sich selbst holen. Nachts, mit ausgesuchten Männern. Ketton ist bald keine Gefahr mehr. Man wird ihn rasch vergessen.«

»Und was wird aus mir?«

Ross löste den Strick und ließ mich herunter. »Das hast du der Fürsprache deiner Freunde zu verdanken«, sagte er.

»Yora und Frank Esslin sind nicht meine Freunde, das weißt du sehr gut.«

»Sie verlangten, ich solle dich nicht länger quälen«, sagte der Hexenjäger.

Ich blickte das Mädchen im Blutornat und den Söldner der Hölle mißtrauisch an. »Warum tut ihr das? Je mehr er mich foltert, desto lieber müßte euch das doch sein.«

Yora kniff die Augen zusammen. »Vielleicht ist der Spieltrieb in uns erwacht.«

»Wie bei der satten Katze, die die Maus nicht frißt, aber dennoch nicht entkommen läßt«, sagte ich.

»So ungefähr«, bestätigte Yora.

»Was habt ihr mit mir vor?« wollte ich wissen.

»Du bist uns in die Vergangenheit gefolgt, kannst nicht mehr zurück. Du bist im 17. Jahrhundert gefangen, Tony Ballard«, sagte das Mädchen mit dem Seelendolch. »Ich könnte dich zum Zombie machen. Frank könnte dich mit seinen Höllenpillen zum Ungeheuer werden

lassen. Stockard Ross könnte dich bis aufs Blut peinigen und irgendwann, wenn dein Körper zur Ruine geworden ist, töten… Doch das alles gefällt mir nicht mehr. Ich will dir sagen, was ich ursprünglich vorhatte. In Darkwood Forest gibt es eine Vampirhöhle. Die suchten Frank und ich auf, und ich verlangte von Pacar, dem Obervampir, dich zum Schattenwesen zu machen. Die Ereignisse nahmen dann aber einen anderen Verlauf. Du warst nicht im Lager der Gesetzlosen, sondern hattest Ken Ketton hierher begleitet, um Myrna Grey zu befreien. Nun habe ich es mir anders überlegt. Ich möchte, daß Ross dich freiläßt. Du kannst gehen, wohin du willst. Du wirst durch diese Zeit irren und daran verzweifeln, daß du in dein Jahrhundert nicht mehr zurückfindest. Du wirst unzähligen Gefahren ausgesetzt sein. Frank und ich werden nach Lust und Laune Jagd auf dich machen, und du wirst auch Pacar und seine Diener ständig auf deinen Fersen haben. Keine ruhige Minute wird dir mehr gegönnt sein. Jeder Augenblick kann dein letzter sein. Ich finde, diese Qual ist schlimmer als alles, was Stockard Ross aufbieten kann, denn diese Folter trifft deine Seele, Dämonenhasser!«

Ich konnte es nicht glauben. Yora wollte mir die Freiheit schenken? Sie war voller List und Tücke. Sie ließ mich mit Sicherheit nicht einfach laufen.

Irgendeine Teufelei mußte sie sich ausgedacht haben, ein Spiel, an dem sie sich ergötzen wollte. Wo war er, der verfluchte Haken? Ich konnte ihn nirgendwo entdecken.

Aber es gab einen, davon war ich überzeugt. Yora tat nichts ohne Hintergedanken. Sie war ein falsches Luder, eine grausame Bestie, in einen wunderschönen Mädchenkörper verpackt.

Doch ich wollte dieses unerwartete Angebot annehmen, wenn es auch faul sein mußte. Ich würde das Beste daraus machen.

Vielleicht gelang es mir, noch einmal auf die Füße zu fallen.

Yora, du Miststück, okay, ich nehme an!

»Schneide seine Fesseln durch«, verlangte die Totenpriesterin.

Stockard Ross gehorchte. Unwillkürlich stellte ich mir die Frage, wer von den beiden stärker war - Yora oder der dämonische Hexenjäger. Ich hatte gesehen, wie schrecklich der zum Schakal gewordene Hexenjäger gewütet hatte, als Exina mich für sich beanspruchte.

Konnte Ross auch mit Yora fertigwerden? Oder kannte sie magische Tricks, mit denen sie ihm überlegen war? Der Hexenjäger zückte ein Messer und schnitt damit meine Fesseln durch.

Ich massierte meine schmerzenden Gliedmaßen. Endo und seine Kumpane hatten mir mit ihren Stöcken hart zugesetzt, das würde ich noch wochenlang spüren.

»Nun, wie fühlt man sich als freier Mann?« fragte Frank Esslin.

»Großartig,« zischte ich durch die Zähne.

»Ehrlich gesagt, ich wäre dafür, daß Ross dich gleich jetzt fertigmacht«, sagte mein einstiger Freund.

»Das glaube ich dir.«

»Ich bin keine Spielernatur, aber wenn Yora mit dir noch ihren Spaß haben möchte, ist es mir recht.«

»Also...« sagte Yora. »Du bist frei, Dämonenhasser. Aber dein Tod ist nur aufgeschoben. Ich bin sicher, daß er dich in den nächsten Tagen ereilen wird.«

»Kann ich gehen?« fragte ich.

Die Totenpriesterin nickte. Ich setzte mich mit staksenden Schritten in Bewegung. Irgendwie kam ich mir vor wie Frankensteins Monster, das seine ersten Gehversuche macht.

Ständig erwartete ich, daß irgend etwas Unvorhergesehenes passierte. Yora ließ mich doch nicht wirklich laufen, das war unmöglich. Sie haßte mich viel zu sehr.

Und Frank Esslins größter Wunsch war es ebenfalls, mich tot zu sehen. Dennoch hatten die beiden die Gelegenheit nicht wahrgenommen, mich umzubringen, als ich wehrlos am Haken hing.

Wann würden sie es tun? Jetzt gleich? In fünf Minuten? In einer Stunde? Wo befand ich mich in einer Stunde? Immer noch hier?

Ich wandte mich argwöhnisch um. Stockard Ross, Yora und Frank Esslin hatten sich nicht von der Stelle gerührt. Sie schienen mich nicht daran hindern zu wollen, daß ich den Raum verließ.

Was für ein teuflisches Spiel hatte sich Yora ausgedacht? Ich erinnerte mich an unseren Kampf in der Mühle des Unheils.

Damals hatte ich geglaubt, die Totenpriesterin wäre in ihrem eigenen Krematorium des Grauens umgekommen.

Aber sie hatte überlebt, und ich begegnete ihr auf dem Schiff der schwarzen Piraten wieder, wo sie Rache nehmen wollte, indem sie meine Freundin Vicky Bonney zu töten beabsichtigte.

Ich konnte das gerade noch im allerletzten Augenblick verhindern. Yora gelang neuerlich die Flucht, und seither hatte ich nichts mehr von ihr gehört. Bis wir in New York, in Frank Esslins Haus, erneut aufeinandertrafen.

Ich erreichte die Tür, durch die der Hexenjäger mit Yora und Frank eingetreten war. Nichts passierte. Ich glaub's nicht, dachte ich. Ich glaub's einfach nicht. Nie und nimmer läßt mich Yora wirklich laufen!

Ich öffnete die Tür und verließ die Folterkammer. Vor mir lag ein düsterer Gang. Ich orientierte mich kurz. Wo ging's in die Freiheit? Rechneten meine Feinde damit, daß mich die Soldaten des Counts abschießen würden?

So ein Ende konnte ihnen doch nicht genügen. Hatte Yora mit Stockard Ross' Hilfe dafür gesorgt, daß mir kein Soldat in die Quere kam? Ich wandte mich nach links.

An der Wand hingen Stichel und Zangen. Mit einer armlangen Zange bewaffnete ich mich. Obwohl ich ziemlich erledigt war, trachtete ich, so rasch wie möglich weiterzukommen.

Irgend etwas hatte Yora noch in der Hinterhand, davon konnte ich ausgehen. Sie wollte die Hoffnung auf Rettung in mir schüren, und wenn ich endlich ganz zaghaft daran glaubte, wollte sie mich mit einem grausamen Schlag niederstrecken.

Eine solche Taktik sah ihr ähnlich. So etwas in der Art mußte ich erwarten. Die Frage war nur, wann es dazu kam. Klar, die Ungewißheit sollte wie ein glühender Stachel ständig in meinem Fleisch sitzen.

Obwohl ich mich ausgebrannt fühlte, war ich zuversichtlich, daß mir die Freiheit bald neue Kräfte verleihen würde. Es würde mir bestimmt besser gehen, wenn ich erst dieses Gefängnis verlassen hatte.

Mein Instinkt lenkte meine Schritte. Das Herz pochte aufgeregt gegen meine Rippen. Vielleicht war sich Yora meiner zu sicher.

Nur deshalb ließ sie sich dazu verleiten, noch ein grausames Spiel mit mir zu spielen.

Wenn ich Glück hatte, gelang mir der Absprung vom Todeskarussell, das Yora für mich drehte. Dann hatte sie das Nachsehen. Himmel, wäre das herrlich gewesen.

Der Gang mündete in eine Art Aula. Als ich die Mitte dieses kreisrunden Raumes erreichte, sah ich, welches Schicksal mir die Totenpriesterin zugedacht hatte.

Ich sollte das Opfer von Pacar und seinen Vampir-Dienern werden.

***

Ken Ketton hatte sich zu einem wagemutigen Entschluß durchgerungen. Die Herrschaft des Counts sollte endlich zu Ende gehen. Ketton wollte etwas tun, womit Michael Gilford niemals rechnete: Er wollte ihn frontal angreifen.

»Wir werden den Count stürzen, seine Herrschaft beenden. Ein Revolutionsrat wird die Geschicke des Volks lenken. Wir werden dem Count den Prozeß machen und ihn und seinen grausamen Hexenjäger Stockard Ross aufknüpfen.«

Die Gesetzlosen hatten Bedenken. Der Count verfügte über zu viele Soldaten, die besser bewaffnet waren als die Vogelfreien.

»Viel schlechter sind wir auch nicht bewaffnet«, sagte Ketton.

»Und jeder einzelne von uns ist zehnmal so mutig wie ein Soldat des Counts.«

Mit seinem Messer zeichnete Ketton einen Plan auf den Waldboden.

»Wir werden Brände legen«, sagte er. »Hier und hier.« Er markierte die Stelle mit Kreuzen. »Und wir werden die Soldaten des Counts mit Scheinangriffen in die Irre führen. Das tun wir hier und hier. Damit

lenken wir sie von unserer eigentlichen Stoßrichtung ab. Wir reißen die Gegner auseinander und treffen den Feind mitten ins Herz. Glaubt mir, Freunde, ich habe mir diesen Plan reiflich überlegt. Habt ihr Vertrauen zu mir?«

Die Gesetzlosen nickten.

»Glaubt ihr, ich würde euch in einen aussichtslosen Kampf führen?« fragte Ken Ketton. »Natürlich ist die Sache nicht ungefährlich, aber welche bewaffnete Auseinandersetzung ist das schon? Einge von uns werden bei diesem Angriff ihr Leben verlieren. Wer weiß, vielleicht werde auch ich bei den Toten sein, die es zu beklagen geben wird, aber ich bin bereit, meine Leben für den Sieg über Count Gilford zu geben, und ich weiß, daß ihr alle genauso denkt wie ich.«

Ketton stieß seine Faust in die Luft. »Tod dem Count!« rief er.

Und seine Männer wiederholten diesen Schlachtruf mit dröhnenden Stimmen: »Tod dem Count!«

***

Roxane und Mr. Silver verließen die Jenseitswelt. Der Ex-Dämon lieferte seine Freundin erleichtert zu Hause in London ab und begab sich anschließend sofort nach New York, um dort nach dem rechten zu sehen.

Vickey Bonney war nämlich in Sorge um Tony Ballard. Sie hatte von Tucker Peckinpah keine gute Nachricht erhalten. In Peckinpahs Auftrag war Frank Esslins Haus rund um die Uhr von einer privaten Detektei observiert worden.

Und nun waren der Chef dieser Detektei, Jack Crawford, und sein Mitarbeiter Chuck Farda nicht mehr am Leben. Beide waren von der Polizei im Office tot aufgefunden worden.

Und von Tony Ballard fehlte seither jede Spur. Er hatte Tucker Peckinpah versprochen, die Detektei aufzusuchen, und was Tony versprach, das hielt er auch.

Ob Tony die beiden Toten entdeckt hatte, wußte Vickey Bonney nicht. Die Polizei war aber nach einem anonymen Anruf in der Detektei erschienen, und dieser anonyme Anrufer konnte Tony Ballard gewesen sein.

Anschließend mußte sich Tony zu Frank Esslins Haus begeben haben. Seither: kein Lebenszeichen mehr von ihm.

Verständlich, daß das Vickey Bonney sehr beunruhigte.

Verständlich auch, daß sich Mr. Silver sofort bereit erklärte, sich dieses Rätsels anzunehmen. Peckinpahs Jet brachte den Ex-Dämon nach New York, und ein Taxi brachte den Hünen anschließend vom John F. Kennedy International Airport nach College Point, wo sich Frank Esslins Tudor-Haus befand.

Silver ließ den Cab Driver nicht direkt vor Esslins Haus, sondern eine

Straße davor anhalten. Den Rest des Weges legte er zu Fuß zurück.

Still und verwaist stand das Haus des WHO-Arztes da. Mr. Silver versuchte herauszufinden, was sich hier bei Tony Ballards Eintreffen abgespielt hatte. Der ExDämon manipulierte die Zeit, drehte sie zurück und stieß auf dämonische Spuren.

Das gefiel ihm nicht. Frank Esslin war kein Dämon, sondern immer, noch ein Mensch, der von Rufus auf die schwarze Seite geholt worden war. Die dämonische Strahlung mußte folglich von jemand anderem stammen.

Von wem?

Darauf kam Mr. Silver nicht, und das Vergangene verblaßte auch gleich wieder. Der Hüne aktivierte seine Sensoren und kam zu dem Schluß, daß sich zur Zeit kein dämonisches Wesen in Frank Esslins Haus befand.

Auch Frank schien nicht zu Hause zu sein. Was mochte sich ereignet haben, als Tony Ballard hier aufkreuzte? War Tony einer schwarzen Gefahr zum Opfer gefallen?

Der Ex-Dämon wollte der Sache gleich auf den Grund gehen.

Er pirschte sich an das Haus heran, schlich an der Fassade entlang und entdeckte die offene Terrassentür.

Langsam näherte er sich ihr. Es war erstaunlich, wie lautlos sich dieser Koloß bewegte. In der offenen Terrassentür blieb Mr. Silver einen Augenblick stehen.

Da machte er eine Entdeckung, die ihn überraschte. In der Mitte des Livingrooms lag eine etwa zwanzig Zentimeter dicke runde graue Nebeldecke. Wer hatte sie geschaffen?

Zu welchem Zweck diente sie? Frank Esslin war zu so etwas nicht imstande. Die dämonische Kraft, deren Spuren Mr. Silver entdeckt hatte, mußte diesen wallenden Nebel erschaffen haben.

Der Ex-Dämon näherte sich den grauen Schwaden. Je näher er ihnen kam, desto deutlicher spürte er, daß es sich hierbei um ein Dimensionstor handelte. Sofort fing Mr. Silvers Denkapparat zu arbeiten an.

Er stellte sich die Situation vor, die Tony Ballard hier vorgefunden hatte. Frank Esslin war nicht allein in diesem Haus gewesen. Ein Dämon mußte bei ihm gewesen sein.

Beiden sagte Tony Ballard den Kampf an. Der Dämon schuf dieses Dimensionstor und ergriff mit Frank Esslin die Flucht - und Tony Ballard folgte ihnen in die andere Dimension.

Ganz klar, daß Mr. Silver wissen wollte, wo sein Freund gelandet war. Er trat entschlossen in den Nebel und fiel in die Vergangenheit.

***

Ich hatte es gewußt. Die Freiheit, die mir Yora so großzügig

schenkte, war hier schon wieder zu Ende. Sie hatte mir erzählt, daß sie mir Pacar und seine Vampir-Diener im wahrsten Sinne des Wortes an den Hals hetzten wollte.

Nun, von diesem Vorhaben war sie noch nicht abgegangen. Ich sollte immer noch ein Opfer der Vampire werden. Deshalb spielte sie mich den Blutsaugern auf diese tückische Weise in die Hände.

Im Kreis standen der Obervampir und seine Diener um mich herum. Ich hielt nur diese eiserne Folterzange in der Hand, eine Waffe, mit der ich keinen Vampir töten konnte.

Ich entschloß mich trotzdem zu einem Angriff, denn damit rechneten meine Gegner nicht. Pacar war der größte und kräftigste von ihnen. Ihm wollte ich tunlichst fernbleiben.

Ich suchte mir den schwächsten Blutsauger aus. Auf ihn stürzte ich mich. Ihm hieb ich die eiserne Zange auf den Schädel. Er wankte zur Seite. Ich versetzte ihm zusätzlich einen Stoß und riß ihm die Beine unter dem Körper weg.

Er fiel. Ich rannte zu einer Tür. Knurrend und fauchend verfolgten mich die Schattenwesen. Ich flehte den Himmel an: Laß die Tür nicht abgeschlossen sein! Und der Himmel erhörte mein Flehen.

Tür auf. Ein weiter Sprung. Ich schmetterte die Tür hinter mir zu und ließ mich keuchend dagegen fallen. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft zu alldem nahm, nachdem Stockard Ross und seine Knechte mir so arg zugesetzt hatten.

Ich spürte nicht einmal Schmerzen. Man sagt, in Krisensituationen wächst der Mensch manchmal über sich selbst hinaus. Es wird sogar von einem Fall berichtet, da vermochte eine Mutter in ihrem Schock einen Lastwagen hochzuheben, unter dem ihr Kind lag…

Die Vampire warfen sich gegen die Tür. Ich merkte, daß ich ihnen nicht lange standhalten konnte, suchte nach einem Riegel, nach einem Schlüssel. Beides gab es nicht.

Ich sprang zurück und hastete eine steinernde Wendeltreppe hinauf. Die Schattenwesen rammten die Tür zur Seite und folgten mir. Das erste Fenster, das ich erreichte, schlug ich mit der Folterzange entzwei.

Die Vampire sollten mein Blut nicht trinken. Eine teuflische Idee war Yora da gekommen. Pacar sollte aus mir ein Schattenwesen machen. Sie wußte, wie schmerzlich sie mich damit getroffen hätte, mich, Tony Ballard, den Dämonenhasser.

Zum mordenden, blutsaugenden Ungeheuer sollte ich werden, verdammt bis in alle Ewigkeit…

Ich kletterte aus dem Fenster, sprang auf eine Mauer. Eine Hand erwischte mich. Ich riß mich los, drehte mich um und schlug mit der Zange zu. Der Vampir zog die Hand zurück.

Ich tänzelte über die Mauerkrone, spreizte die Arme seitlich ab, um

besser das Gleichgewicht halten zu können. Mir war klar, daß ich mich auf keinen kräfteraubenden Kampf einlassen durfte.

Schwer atmend erklomm ich eine Brüstung. Die Vampire sahen es nicht. Ich ließ mich fallen und preßte mich auf kalten, glatten Stein. Es dauerte nicht lange, da huschte der erste Blutsauger an mir vorbei.

Der zweite kam. Ich wagte nicht zu atmen. Sie hatten mich nur für eine Sekunde aus den Augen verloren, und nun hoffte ich, daß sie mich nie mehr finden würden.

Die Finsternis verschluckte sie. Sie schwärmen aus, das hörte ich, aber sehen konnte ich sie nicht mehr. Mir rann der Schweiß in breiten Bächen über das Gesicht.

Er brannte in meinen Augen, doch ich achtete nicht darauf.

Wichtig war, daß ich mich für die richtige Zeitspanne entschied.

Wie lange sollte ich hier liegen bleiben?

Wie lange würde es dauern, bis die Schattenwesen zurückkehrten und sich hier umsahen? Wenn Pacar seinen Dienern die Umkehr befahl, durfte ich mich nicht mehr hier befinden.

Vorsichtig richtete mich mich auf. Jetzt spürte ich, wie mich Muskeln und Gelenke schmerzten. Ich ächzte leise und biß die Zähne zusammen. Nur nicht schlappmachen, sagte ich mir.

Sonst bist du verloren.

Ich blickte über den Rand der Brüstung. Die Gelegenheit schien günstig zu sein. Ich sah kein einziges Schattenwesen. An der Gebäudefassade kletterte ich hinunter.

Als ich festen Boden unter mir hatte, atmete ich auf. Da stürzte sich von oben ein Blutsauger auf mich. Ich nahm die Bewegung aus den Augenwinkel wahr, sprang zur Seite, war aber nicht schnell genug.

Der Vampir erwischte mich und riß mich zu Boden. Schmerzen rasten durch meine Knie. Ich kämpfte mich hoch und schlug mit der Zange zu. Mehrmals traf ich das Schattenwesen. Einer der Hiebe fällte meinen Gegner. Es blieb eine Weile liegen.

Ich setzte meine Flucht sogleich fort. Stufen. Eine Tür. Dahinter verbarg ich mich atemlos. Schritte tappten vorbei. Ich wandte mich um, eilte einen Gang entlang und bemerkte Licht, das aus einem Raum fiel, dessen Tür nicht geschlossen war.

Schlurfende Schritte. Ein koloßhafter Schatten. Ich schmiegte mich an die Wand und hielt wieder den Atem an, obwohl es mir nicht leicht fiel. Der Schatten verschwand.

Ich glitt an der Wand entlang, hoffte auf einen Soldaten zu treffen, dem ich seine Waffen abnehmen konnte, doch das Glück meinte es noch viel besser mit mir.

Der Kerl, dessen Schatten ich soeben gesehen und hatte, war…

Endo!

***

Endo, der Folterknecht, der mir meine Waffen abgenommen hatte, weil ich sie angeblich nicht mehr brauchte. Und wie ich sie brauchte. Ich benötigte sie mehr denn je.

Der schwarze Stein meines magischen Rings funkelte an Endos Finger. Er würde ihn nicht mehr lange tragen. Auch den Colt, das Feuerzeug und den Dämonendiskus wollte ich mir wiederholen.

Der Scherge wandte mir den Rücken zu. Ich trat mit hochgehobener Zange ein. Als er spürte, daß er nicht allein im Raum war, war es für eine Gegenwehr zu spät.

Mein Schlag holte ihn von den Beinen. Als er fiel, durchpulste mich ein unbeschreibliches Triumphgefühl. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die immer Gleiches mit Gleichem vergelten müssen.

Aber diesmal mußte ich mich zurückhalten, um ihm nicht zurückzugeben, was ich von ihm bekommen hatte, als ich an den Pranger gekettet gewesen war. In fieberhafter Eile riß ich sein Hemd auf.

Die vertraute Scheibe des Diskus strahlte mich an. Ich nahm die Kette ab und hängte sie mir um den Hals. Jetzt mußten sich Stockard Ross und Yora vor mir vorsehen, denn mit dem Diskus konnte ich sie vernichten.

Ich nahm meinen magischen Flammenwerfer an mich und zog dem Bewußtlosen meinen Ring vom Finger. Fehlte nur noch der Colt Diamondback. Ihn trug Endo unter dem glänzenden Lederschurz.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber ich fühlte mich mit den Waffen gleich wieder besser. Meine Lage war nicht mehr ganz so hoffnungslos, wie sie noch vor kurzem ausgesehen hatte.

Jetzt brauchte ich nur noch eine schöne Portion Glück, dann würde sich Yora vor Wut in der Luft zerreißen, und wenn sie es nicht tat, schaffte ich es vielleicht mit meinem Diskus.

Yora wäre nicht die erste Dämonin gewesen, die daran zugrunde ging.

Ich verließ den Raum. Im nächsten Moment fuhr mir ein Eissplitter ins Herz. Die Vampire hatten meine Spur wiedergefunden. Zischend stürzte sich einer von ihnen sofort auf mich.

Ich wich zurück und schlug ihm meinen magischen Ring gegen die Stirn. Er flog zurück. Zwei andere Blutsauger fingen ihn auf. Er brüllte und preßte die Hände gegen seine Stirn.

»Der Ring! Dieser Ring!« schrie er. Wut und Haß verzerrten sein bleiches Gesicht. Lang ragten die Eckzähne aus seinem Gebiß. Für wenige Sekunden waren die Schattenwesen ratlos.

Ich setzte mich erneut von ihnen ab. Treppen, Türen, Gänge.

Fast hätte ich die Orientierung verloren. Nach wie vor waren mir die Vampire auf den Fersen. Als mir Soldaten den Weg versperrten, wußte ich, daß ich mich nicht mehr im Gefängnis befand, sondern in jenem

palastähnlichen Gebäude, in dem Count Gilford residierte.

Gilford, der Vampir!

Ich setzte gegen die beiden Soldaten meinen magischen Flammenwerfer ein, obwohl sie keine Dämonen waren. Die armlange Feuerlohe, die ihnen aus der kleinen Düse entgegensauste, steckte ihre Kleidung in Brand, und plötzlich hatten sie andere Sorgen, als mich aufzuhalten.

Brennend warfen sie sich auf den Boden und wälzten sich dort.

Sie hatten mich wertvolle Zeit gekostet. Mein Vorsprung war auf null zusammengeschrumpft. Ich kreiselte herum, hielt den Colt Diamondback in der Rechten, und der erste Vampir, der mich packen wollte, bekam von mir eine geweihte Silberkugel verpaßt.

Das Geschoß riß ihn nieder, und ich konnte sicher sein, daß er sich nie mehr erheben würde. Sein schwarzes, unseliges Leben war zu Ende, ausgelöscht.

Die Ereignisse fingen an sich zu überstürzen. »Alarm!« wurde gebrüllt, doch den hatte nicht ich ausgelöst. Es gab Brände. Man konnte die hochlodernen Flammen durch die Fenster sehen.

»Die Gesetzlosen greifen an!« hörte ich jemanden schreien.

Es ging drunter und rüber. Wie sich später herausstellte, lockte Ken Ketton mit Scheinangriffen erfolgreich die Soldaten des Counts fort und trieb dann einen Angriffskeil bis in Gilfords Haus.

Kämpfe — Mann gegen Mann — tobten. Ich vernichtete den nächsten Vampir, hastete eine breite Treppe hinauf, wurde die Blutsauger jedoch nicht los. Obwohl sie erkannt hatten, daß ich in der Lage war, sie zu vernichten, ließen sie nicht locker.

Ich sah die ersten Freunde. Soldaten griffen mich an. Die Gesetzlosen schirmten mich vor ihnen ab.

»Tony Ballard!« brüllte Ken Ketton.

Er schlug sich mit einem Säbel durch die Feinde.

»Ken!« rief ich erfreut.

»Freund, es ist schön, dich am Leben zu sehen.«

»Da sagst du was.«

»Niemand soll sagen, Ken Ketton weiß nicht, was sich gehört.«

»Du wolltest mich hier rausholen?«

»Klar, was dachtest du denn? Komm, jetzt holen wir uns den Count!«

»Den überlasse mir.«

»Geht nicht. Wir werden ihm den Prozeß machen.«

»Er ist kein Mensch mehr. Pacar hat ihm zum Blutsauger gemacht. Weißt du, wer Pacar ist?«

»Ein Vampir.«

»Richtig.«

Der Angriff der Schattenwesen riß Ken Ketton und mich auseinander. Ich wurde abgedrängt. Meine Waffe spie Feuer.

Dennoch wurde ich mehr und mehr zurückgetrieben.
Die Blutsauger ließen nicht locker. Pacar wollte mich um jeden Preis kriegen, und er bekam Hilfe, mit der ich nicht rechnete.
Hinter mir hatte sich eine Tür geöffnet.
Nun traten Count Gilford und seine Frau Blythe heraus - fauchende Vampire, die mich sogleich angriffen.
»Tony!« Ein Warnschrei. Eine Stimme, die nicht hierher gehörte. Das gibt's nicht! schoß es mir durch den Kopf. Das kann nicht sein! Wie sollte denn Mr. Silver hierher kommen?
Aber er war es. Er kämpfte auf der Seite der Vogelfreien. Sie hatten ihn mitgebracht. Er mußte in Darkwood Forest zu ihnen gestoßen sein. Das bedeutete, daß er in Frank Esslins Haus das Dimensionstor entdeckt hatte.
Ich hatte keine Zeit, mich von der Freude über das Auftauchen des ExDämons überwältigen zu lassen. Sein Warnschrei wäre nicht nötig gewesen, denn ich hatte die Attacke von Count Gilford und seiner Frau mitbekommen.
Und ich reagierte darauf. In Gedankenschnelle fuhr ich herum.
Count Gilford packte mich, riß mich an sich und wollte mir seine Hauer in die Kehle schlagen.
Ich setzte ihm den Diamondback an die Brust und drückte ab.
Seine Lider flatterten, er stöhnte, ließ mich los und brach zusammen. Das machte Blythe rasend.
Sie wurde zur Furie. Als sie sich mir entgegenschnellte, stoppte ich sie mit der letzten Kugel, die sich in der Trommel meines Revolvers befand. Danach lebten nur noch Pacar und zwei Vampir-Diener.
Diese beiden vernichtete Mr. Silver mit seinem Feuerblick. Als Pacar das sah, lechzte er nicht mehr nach meinem Blut. Er war nicht mehr versessen darauf, Yoras Befehl auszuführen, sondern gab Fersengeld.
Ich hatte mich verausgabt, brachte kaum noch die Kraft auf, mich auf den Beinen zu halten, dabei wäre es wichtig gewesen, Pacar nicht entkommen zu lassen.
Ich wußte mir zu helfen. Mr. Silver kämpfte sich zu mir durch.
»Junge, du siehst elend aus«, stellte er fest.
»Tu etwas dagegen«, verlangte ich, denn ich wußte, daß er dazu in der Lage war.
Er legte seine Hände auf meine Schultern und stärkte mich mit seiner Energie. Wie eine leere Batterie lud er mich auf.
Nun hatte ich die Kraft, die ich brauchte, um Pacar zu erledigen.
Ich wandte mich um.
»Wohin willst du?« fragte der Ex-Dämon.
»Ich muß Pacar kriegen.«
»Ich begleite dich.«
»Nein, du bleibst hier und kümmerst dich um die Dämonen.«

»Die Dämonen?«
»Stockard Ross und Yora. Frank ist natürlich auch hier.«
»Okay, Tony.«
Ich hetzte hinter Pacar her. Er zertrümmerte ein Fenster und sprang hinaus. Ich folgte ihm. Reiterlose Pferde tänzelten aufgeregt umher. Pacar griff nach zwei Zügeln und schwang sich in den Sattel.
Als er lossprengte, flog ich ebenfalls in einen Sattel und trieb mein Tier an. Ich hoffte, daß ich das schnellere, kräftigere, ausdauerndere Pferd erwischt hatte.
Wir ließen die Häuser hinter uns. Pacar hieb auf sein Tier ein.
Er wollte das Letzte aus dem Pferd herausholen. In gestrecktem Galopp flogen wir dem finsteren Wald entgegen.
Wollte sich Pacar in seiner Höhle verkriechen? Das würde ihm nichts nützen. Egal, wohin er floh, ich würde ihm folgen. Er erreichte den Wald. Wenige Augenblicke später nahm Darkwood Forest auch mich auf.
Wir jagten durch den stellenweise dicht verfilzten Wald. Pacar fand immer wieder Pfade, die es ihm ermöglichten, ungehindert vorwärtszukommen. Mein Tier konnte mit dem des Vampirs zum Glück mithalten.
Es gelang dem Blutsauger nicht, mich abzuhängen. Im Gegenteil, die Entfernung zwischen ihm und mir verringerte sich sogar geringfügig. Ich glaubte nicht, daß es ihm jetzt noch gelang, mir zu entkommen. Der Vampir erreichte eine Felsengruppe. Unsere Pferde waren schweißnaß.
Pacar zügelte seinen Gaul. Das Tier wieherte gequält auf und stieg hoch.
Beinahe hätte das Pferd den Blutsauger abgeworfen. Pacar sprang aus dem Sattel und stieg an den Felsen hoch.
Sobald ich die mächtigen Steinblöcke erreicht hatte, kletterte ich ihm nach. Er verschwand aus meinem Blickfeld. Aber nur für einen Moment, dann sah ich ihn wieder.
Mit verzerrtem Gesicht stand er über mir. In seinen hochgehobenen Händen hielt er einen schweren Stein. Damit wollte er mir den Schädel zertrümmern. Er schleuderte den Stein. Ich preßte mich an den Felsen, nahm den Kopf zur Seite.
Der Stein streifte meine Schulter. Ich kletterte weiter. Pacar trat auf meine Finger. Ich erwischte sein rechtes Bein, riß daran, und der Obervampir fiel auf den Rücken.
Er sprang sofort wieder auf, aber mittlerweile hatte auch ich den höchsten Punkt der Felsen erklommen. Lauernd standen wir einander gegenüber. Pacar überlegte, ob er mich attackieren oder die Flucht fortsetzen sollte.
Ich brachte ihn in Zugzwang, indem ich mich ihm entgegenwarf.

Mein magischer Ring streifte seine Schulter. Er stieß einen heiseren Schrei aus, und sein Arm hing schlaff herab.

Wutentbrannt hieb er mit der rechten Faust auf mich ein. Ich tauchte unter seinem Schlag weg und setzte unvermittelt den magischen Flammenwerfer gegen ihn ein.

Das Feuer raste gegen seine Brust und verteilte sich. Schreiend vor Entsetzen schlug Pacar auf die Flammen. Er erreichte damit jedoch nur, daß auch seine Finger Feuer fingen.

Mit ungeheurer Geschwindigkeit fraß sich das magische Feuer weiter. Pacar vergaß mich. Sich drehend, taumelnd und torkelnd entfernte er sich von mir. Ich ging ihm nach und entdeckte unten am Fuße der Felsen das glitzernde Band eines Baches.

Ich machte Nägel mit Köpfen. Mit zwei Schritten war ich bei Pacar. Mein magischer Ring traf ihn im Nacken. Er kippte nach vorn und fiel über den Felsenrand in die Tiefe.

Klatschend tauchte sein brennender Körper in den Bach ein.

In fließendes Wasser!

Das ist tödlich für jeden Vampir…

Ich sah, wie er verzweifelt versuchte, ans Ufer zu kriechen. Das magische Feuer war erloschen, doch nun wirkte die zerstörende Kraft des fließenden Wassers auf den Blutsauger ein.

Die Kräfte verließen das Schattenwesen. Pacar konnte sich nicht mehr halten. Er tauchte immer weiter in den Bach ein. Brust, Arme, Kopf… Dann sah ich dort unten nur noch ein bleiches Gerippe.

Das fließende Wasser spülte die Knochen fort und löste sie auf.

Pacar existierte nicht mehr, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Es war geschafft.

***

Ken Ketton setzte noch in der Nacht seinen Revolutionsrat ein.

Er ließ alle unglücklichen Menschen aus dem Kerker holen und Endo und all die anderen Folterknechte einsperren.

Er setzte eine Proklamation auf, wonach die Gesetzlosen ihre alten Rechte und ihr Eigentum zurückerlangen sollten, und er ordnete an, daß die Inquisition abgeschafft werden müsse.

Als ich zurückkehrte, waren Kettons Männer gerade dabei, die Galgen den Pranger, die Scheiterhaufen und den Richtblock vom Marktplatz zu entfernen.

Ich hoffte auf einen Sieg auf der ganzen Linie, und dazu gehörte, daß Mr. Silver Stockard Ross, Yora und Frank Esslin erwischt hatte, doch der Ex-Dämon mußte mich diesbezüglich enttäuschen.

»Tut mir leid, Tony«, brummte der Hüne. »Diese Freude hätte ich mir selbst gern bereitet, aber die drei sind spurlos verschwunden.«

Ich legte meinen Arm um die Schultern meines Freundes.

»Nimm's nicht tragisch, Silver. Ich bin sicher, wir werden ihnen irgendwann mal wiederbegegnen.«
»Das ist zu befürchten.«
»Dann machen wir sie fertig, okay?«
»Ich kann's kaum erwarten.«
»Hör mal, ich bin sehr froh, daß du hier so unverhofft aufgetaucht bist.«
»Wieso? Du hast dich wacker geschlagen. Du hättest meiner Hilfe nicht bedurft.«
»Ist mit Roxane alles in Ordnung?«
»Ja.«
»In was für Schwierigkeiten befand sie sich?«
Der Ex-Dämon erzählte es mir, und er fügte hinzu: »Nun setzen Vicky und Roxane zu Hause und warten auf unsere Rückkehr.«
Ich nickte und schmunzelte. »Siehst du, und deshalb bin ich so froh, daß du gekommen bist, denn ohne dich hätte ich nämlich nicht mehr in mein Jahrhundert zurückgefunden.«
»Ehrlich nicht?« Der Ex-Dämon lachte. »Mann, das war ein Ding gewesen. Du hättest bis ans Ende deiner Tage hierbleiben müssen. Ohne elektrischen Rasierapparat…«
Ich zuckte mit den Schultern. »Ich hätte mir einen Bart wachsen lassen.«
»Ohne Fernsehen.«
Ich grinste. »Das hätte mich natürlich fürchterlich getroffen.«
Wir lachten, und es ging mir gut…

ENDE des Zweiteilers